



Berlin, den 11. Mai 1901.

## Moriz und Rina.

Kressin, am Geburtstag des Kronprinzen.

Moriz! Bruder! Stütze der Hausfrau!

**D**u mußt mir helfen. Du mußt. Sonst kommt es noch zur Scheidung. Nach der Silbernen. Und Familienstandal ist nicht Dein faibles. Aber ich kann wirklich nicht mehr. Ganz hofdamenhaft elend von ewigem Keger. Dabei die Trockenheit! Man weiß nicht, woher Futter nehmen und nicht stehlen. Wenn Adolf in diesen Sachen nicht eine so glückliche Hand hätte! Sein Metier versteht er und die ganze Kreissippe beneidet uns. Aber im Uebrigen! Denke Dir! Er lacht nur noch! Mit der Sicht macht sich einigermaßen, seit er nicht mehr die staubigen Pullen rausholt und sich mit besserem Rosel begnügt. Immer noch zu dick um der Taille, wie Wrangel sagte, aber schmerzfrei und genießbar, so lange nichts Politisches aufs Trapez kommt. Dann, beim ersten Wort, Heiterkeit; der reine Reichstag. Für mich tägliche Tortur mit Eichenlaub und Schwertern. Besonders vorige Woche, wo Alles ins Schwanken kam und man gar nicht mehr merken konnte, aus welcher Himmelslufe der Wind eigentlich pfiß. Ich natürlich rasend neugierig, verschlang jedes Blatt, das mir in die Hände fiel. Sind wir schon bei Madolin angelangt? Wüssen wir den Bankdirektor schlucken? Und was bedeutet der Nachtbesuch bei Guido Hendel? Schließlich war ich vor Migraine halb blödsinnig. Auf Dich hatte ich nicht gerechnet. Dein diplomatisches Schweigen kenne ich ja nachgerade. Wozu aber hat man in meinen Jahren einen Ehe-

herrn (mit Lotte oft über den Namen amüfirt, grauer Tyrann!), wenn er nicht vernünftig über vernünftige Dinge reden will? Er will nicht. Das feien keine vernünftige Dinge. Und lacht.

Die ganze Gefchichte fei nicht der Rede werth. Ob alte oder neue Männer, Seflionsfchluf oder Auflöfung, fei ihm billige Fabrikwurft und intereffire ihn lange nicht fo wie der Wurfteffel, in den unfere unglaubliche auswärtige Politik uns gebracht habe. Wenn ich darüber reden wolle, fiehe er zu Dienften (als ob mir nicht übel würde, fobald ich von Baotingsfu und ähnlichem Kram höre!); der Neft aber fei Schweigen. Seit er fo viel fchmüfert, citirt er nämlich gern. Lehnt rundweg ab, diefe Thofen ernst zu nehmen. Nun bitte ich Dich! Selbft Bonn hat ihm nicht imponirt; von jungen Prinzen dürfe überhaupt nicht gefprochen werden. Demokrat pur fang. Und fein Vater war Kammerherr und wäre beinahe Ceremonienmeifter geworden! Ob ich gelesen hätte: „Wenn der Kanal diesmal wieder fällt, fliegt Miquel.“ „Wenn fie den Kanal nicht fchluden, unterzeichne Ich den Zolltarif nicht.“ Und: „Den Kerlen gebe Ich keine Diäten.“ Nein. Er danke verbindlichft. Als wir unter der Hand dann die Namen der Neuen erfuhren, gukte er die Depefche kaum an. „Was für Dich, fromme Seele!“ Meine Freude über Pobjielski lachte er aus. Mit einem Wort: ich lebe in höchft unglücklicher Ehe.

Daran bift Du fchuld. Oder habe ich damals Adolf ins Haus geholt? Du mußt mir also gefälligft zur Seite ftehen. Daß Du nicht freiwillig fchrieft, fei verziehen; kam Dir wahrſcheinlich ſelbft überrafchend. Außerdem wohl ein Bißchen Scham. Denn weißt Du noch? Im Januar ſchrieb mein informirter Bruder auf einen Herrenhausbogen: „Für den Kanal find die Ausſichten jezt gut und ich bin ficherer denn je, daß er kommt.“ Damit ift heute Eßig. Manchmal hat ja aber fogar der alte Homer gefchlafen. Nun mußt Du doch wach geworden fein. Also: mir paßt die Gefchichte gar nicht. Man redet immer von Verfaßungftaat. Nicht mein genre; aber schön. Haben da denn die Leute nicht das Recht, Etwas abzulehnen? Und haben fie: wozu dann der Lärm? Rücktritt des Ministeriums könnte ich verftehen; lieft man von anderswo ja oft nach foldchen Niederlagen. Aber drei Sündenböcke? Finde mich nicht zurecht. Mir ſcheint, unfere Leute haben ſich gut gepaukt, und ich ſehe keinen Grund, Bülow zu verhimmeln, wie die meiften Zeitungſchreiber. Einziger Troft, troy Adolf, daß Pobjielski wafchedter Agrarier. Auch Rheinbaben unfer Mann. Der Geheime Kommerzienrath aus der Kohlengegend riecht mir nicht gut, als Handelsminister wohl aber ungefährlich für uns. Schleierhaft, warum ſie den elßäffifchen Hammerſtein

ausgebuddelt haben. Otto Karl Gottlob wieder geprellt; wird wohl nichts mehr. Du, alter Knabe, sitzt an der Quelle. Los! Laß mich nicht verschmachten! Oder bist Du auch schon feuerroth geworden?

Da Du noch nicht sprudelst, habe ich zur Feier des Tages eine Bowle angefetzt. Maikräuter, Rezept Dressel (schade, daß er tot ist!). Die einzige Möglichkeit, in Adolfs hartem Herzen noch loyale Gefühle zu wecken. Wir wollen darauf anstoßen, daß der nächste König mal ehrliche Leute findet. Wärst Du nur hier! Hältst Du auch Pfingsten Dein Wort nicht, sind wir fertig mit Dir. Darin ist Adolf mit mir d'accord.

Also Miquel wird Dein Kollege! Herrgott, haben sie Den beschimpft!... Hast Du übrigens die neue Webel gelesen? Doll! Und nicht Alles erfunden.

Lange wird das Moorhuhn nicht mehr geschont. Spute Dich; sonst besagest Du einmal

Deine immer treue Schwester

Rina.

Berlin, an der Wairage Achtem.

Rinette und reinette meines Herzens,

sogar die Moorhuhnwiße hast Du aufgespeichert und klagst dennoch, wie ein enttäuschter König, über mangelhafte Information? Mir scheint Du auf der Höhe; au feu, sagte Gerson Bleichröder in solchen Fällen. Aber ich kenne diese Anwandlungen aus langer Praxis. Du bist, sauf le respect, eine Quartalspolitikerin; gefährliche Sorte, mein Kind. Diesmal darf ich nicht schelten, denn draußen konnte man wirklich glauben, es sei 'ne große Sache, und ich muß Adolfs Scharfblick bewundern, der sich nicht blenden ließ. Bin also, auf die Gefahr, Dich noch rabiater zu machen, einigermaßen stolz, daß ich der Schwester gerade den Satten gefreit, und werde im Sühnetermin entsprechend ausfagen. Dann verlierst Du, als schuldiger Theil, die Kinder.

Also: Adolf hat Recht. Aber Du auch. Er nur ein ganz klein Bißchen mehr. Lachen oder Weinen: weiter giebt's nichts. Und möchtest Du den „Eheherrn“ mit dem Thrärentuch?

Verlange von mir heute keinen Humor. Man verlernt's allmählich. Und weil ich so miesepetrig bin, habe ich den geplanten Brief immer noch aufgehoben. Sonst hätte ich gern schon ausführlich geschrieben. Unsinn, zu glauben, man würde je klug. Da habe ich mich auf meine alten Tage hingesezt und, was ich sonst nie thue, Zeitungen gelesen. Systematisch. Wollte mal sehen. Nie ist ein leichtsinniger Streich mir schlechter bekommen. Kinder! Kinder! Wo leben wir eigentlich?

Lassen wir Miquel. Die Art, wie die Inspirirten ihn behandelten, ist Tollwuth vor den Hundstagen. Weil er was kann. Sonst wäre es unverständlich. Reaktionsär? Ja, was ist dann der sich viel versprechende Thiesen, der außer der Perroncensur und der Umsturzschnüffelei doch nichts geleistet hat? Uebrigens Geschöpf Miquels, aber nachher sein . . . Passons. Und gerade Der hatte uns den Mund wässerig gemacht und fest versprochen, im Frühjahr das Amtliche zu segnen; hats ja seit der Heirath dazu. Den Vice a. D. kenne ich ziemlich. Hum. Redet zu viel. Darin ein Kind; schon Hanfemann, der lachte, lächelte höhnlisch: „Nach Tisch spricht Miquel!“ So schlau er ist: hält alle Leute für pilzdicht. Kann außerdem nicht Nein sagen und gilt deshalb, weil er oft Zusagen nicht hält, für unzuverlässig. Aber nicht nur qua geistige Potenz ganz anderes Kaliber, sondern auch viel anständiger als die Meisten. Hat sich thatsächlich nie geschustert. Brauchte es allerdings auch nicht, weil er 1. in allerlei diskreten Angelegenheiten Rath und Hilfe bot und 2. persönliche Schwärmerei für S. M. hat; oder hatte. Wie oft schloß unser Gespräch damit, daß er sagte: „Und der Kaiser ist doch klüger als die Herren alle zusammen!“ Seit er den König nicht mehr zu sehen kriegte, war er entwürzelt. Jeden Tag nur Bülow: dagegen kam Keiner an. Das mußte schon Beust und vor ihm Lessings Chevalier: Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ließ man den Unbequemen „fliegen“. Alles, nach dem Gebehl der Meute, zur Stärkung der Autorität. Wie die Flugmaschine in einer Mainacht gebaut wurde: davon nach Neune; mal auf Eurer Veranda, wenn der Flieder noch blüht. Miquel hat vollkommen korrekt gehandelt. Väterliche Zumuthung, daß er, bevor er 'ne Einladung annahm, erst fragen sollte, ob der Wirth auch für den höchstheiligen Kanal sei. Wasserwirthschaft ist doch keine Anstandsfrage. 99 wurde er von allen Kollegen im Stich gelassen. Wahlkampf gegen die Konservativen, mit ausgesprochener Absicht, sie zu bezimiren, wäre vom Standpunkt der Hohenzollernpolitik Bahnsinn gewesen. Das fand auch S. M., der im Kronrath auf Miquels Seite trat. Da stand aber Thiesen auf und forderte Exemplarisches zum Schutz der Autorität. Jedes Monarchen empfindlicher Punkt. Also kritische Stunde. Miquel rettete die Situation durch den Vorschlag, die Beamtenopposition vor die Wahl zwischen Amt und Mandat zu stellen. Das ist dann vergrößert worden, blieb immerhin aber das geringere Uebel. Nachher dachte der Finanzminister, des Königs Interesse für den Kanal werde sacht einschlafen. Er unterschätzte die Mächte, die das Feuer schürten. Als er den Irrthum einsah, ging er fest ins Zeug.

Die ganze Ausgestaltung, so, daß die Sache wenigstens ein Ansehen hatte, ist von ihm und die vernünftigsten Reden hat er gehalten. Ohne Begeisterung? Stimmt. Preußen war ihm wichtiger als das Bischofen Pumpwasser. Aber er hätte die Geschichte „durchgerissen“, wenn nicht... Darüber nachher. Die verrückte Schimpferei ist mir quand même ein Räthsel. Börsenpresse: na ja. Aber Centrum? War doch der Erste, der beim Kulturkampf den Rechenfehler merkte. Und auch die Sozialisten, die mir nicht, wie meiner hyperkonservativen Schwester, Lust sind, ganz aus dem Häuschen. Warum? Eigentlich hat er doch nie in Umsturzaffären gemacht und sogar, wie ich bestimmt weiß, während des Sozialistengesetzes für die Familien der Ausgewiesenen Geld gegeben.

Aber lassen wir Miquel. Wenn er's erlebt, wird er im Herrenhaus für den Kanak reden; nun erst recht; fein genug ist er dazu. An sich lag die Sache einfach. Es sah aus, als sollte eine wichtige Vorlage abgelehnt werden; eine, die der Ministerpräsident selbst unpolitisch genannt hatte. Schön. Schon öfters dagewesen. Drei Wege: die Regierung nimmt die Schlappe hin; oder sie tritt zurück; oder sie löst das Parlament auf, — natürlich nur, wenn sie glaubt, das Land denke anders als seine Vertreter. Nichts davon geschieht. Ueber Nacht taucht der Einfall auf, die Abgeordneten nach Hause zu schicken. Vor irgend einer klärenden Abstimmung. Der Ministerpräsident, der sich um die Sache bis dahin gar nicht gekümmert hatte, bleibt, vergießt anderthalb Thränen über die „zwecklose Arbeit“ und braucht wieder mal sein Lieblingswort „wesentlich“. Wesentlich will er den Kornzoll erhöhen, wesentliche Theile des Kanalplans will er nicht opfern. Bin nachgerade neugierig, was ihm wesentlich scheint. Mir zum Beispiel, daß der Chef einer Regierung in erster Linie die Konsequenzen parlamentarischer Niederlagen auf sich nimmt. Sollten Die „fliegen“, die im Vordertreffen gefochten hatten, dann war Thielen der Nächste dazu. Ich verstehe den ganzen Kummel nicht. Und noch weniger die Presse. Diese Freude, wenn ein Anderer einen Tritt kriegt! Das also ist das Ziel von Konstitutionalismus und Parlamentarismus: wer nicht Ordre parirt, wird übergelegt. Eine Riesenherrschaft ist gegen eine Vorlage. Darf nicht sein! Die Ruthe für die Rebellen! Das sagen Demokraten. Sogar die Mäßigsten riefen den Willen des Königs herbei. Sozialdemokraten höhnten, ob es erlaubt sei, dem Wunsch des Monarchen zu widerstreben. Meinestwegen. Kann aber eine Parlamentsmehrheit nicht mehr Nein sagen, ohne Hiebe zu riskiren, dann wollen wir den ganzen Humbug doch lieber gleich über Bord werfen.

Ob sie schließlich Nein gesagt hätte? Ich zweifle. Wahrscheinlich nicht, wenn Bülow sich ordentlich hineingekniet hätte. Miquel rechnete so: wir machen kleine Konzessionen, verpflichten uns auf Mindestzoll von fünf Mark und einer halben, dann schlucken sie; nicht auf einmal, aber nach und nach. Auch meine Meinung. Du nennst mich falschen Propheten, weil ich im Januar von guten Ausichten sprach, und strapazirst den Vater Homer. Ich war damals ganz munter. Inzwischen aber ist manches Pöglliche passiert, was in meinen Kalkül nicht paßte. Siemens und Marschall in die Bohnen gestellt; zu deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl. Stambreda an Jagow, von der Du wohl läuten hörtest; auch Einer übrigens, der nicht zum Märtyrer geboren ist. Etcetera. Trotzdem wäre es gegangen. Nur war, von wegen der p. t. Wähler, eine Anstaudpause nöthig geworden. Da wurde die Mine gelegt. Nun sollte es Hals über Kopf gehen. Es muß doch wohl Leute gegeben haben, denen der Wunsch, Miquel den Schein einer schweren Niederlage zuzuziehen, wichtiger war als der Kanal. . . Und während ich mir kaum Betrübenderes vorstellen kann als diese freiwillig-gouvernementale Retirade, lese ich in sonst achtbaren Blättern Loblieder auf Bülows Geschicklichkeit, die wieder gesiegt habe. Wohl auch in Asien? Adolf hat ja so Recht! Namentlich darin, daß es draußen noch viel, aber viel böser aussieht. Das macht mich schlaflos. Irgendwo wird was gekocht. Du ahnst nicht, wie „beliebt“ wir sind. Bülow liest Zeitungen und glaubt das Ende der Welt nah, wenn da über Reaction geflucht wird. Vielleicht zeigt er uns noch, was 'ne Harke ist. Soll mich freuen. Vorläufig finde ich, daß seit anno Manteuffel kein Leitender auf eine so traurige Etappenstraße geblickt hat. Ruchlos, Herrn Publikus darüber zu täuschen. Den Kanzler selbst schätze ich zu klug, als daß er trotz allem Gebrüll nicht hörte, was die Glocke für ihn geschlagen hat. „Das alte Vertrauen ist eben fort.“ Kein Mensch hätte sich aufgeregt, wenn er mitgefallen wäre. Quae mutatio (frage Adolf!) in einem Jahr. Und Niemand zweifelt, daß Miquel richtig voraussah, als er sagte, Bülow werde schneller abwirthschaften als er.

Von dem Versuch, die Neuen zu charakterisiren, wird Deine Huld mich entbinden. Sie haben den Charakter und Rang eines Staatsministers. Damit wollen wir uns einstweilen begnügen. Kommt ja doch immer anders. Rheinbaben war von Miquel längst dem König als Nachfolger empfohlen; kopirt mir zu eifrig den Rhetor der Wilhelmstraße; aber im Kastanienwald besser am Platz als Unter den Linden. Hammerstein junior Nothbehelf, weil man keinen Ostelbier, aber auch keinen Bürgerlichen wollte. Möller: bon; weiß doch, was Gewerbe und Handel ist,

also immerhin Fortschritt. Natürlich ist ihm „maßvoller“ Kornzoll garantiert; sonst hätte er das Geschäft nicht gemacht. Und auf Poddieleski würde ich an Deiner Stelle nicht meine agrarischen Hoffnungen setzen. Sehr liert mit Großindustrie und haute finance. Ueberbrüttelvorstellungen im Reichspostamt; allerlei Elektrisches, wobei ein hoher Adel die Matadore der Börse berodet. Tippelskirchen! Transvaal in Berlin am Kurfürstendam! Modernster Typus. Immer fidel. Immer au cœur léger. Wird die Sache schon machen; welche nicht? Und von Landwirtschaft versteht er ja sogar was. Nur sehe ich Keinen, dem der historische Begriff Preußen nicht eine volle Tintenflasche ist.

Bist Du zufrieden? Ich erst recht nicht; aber ich weiß keinen besseren Trost. Ueber Bonn Pfingsten. Die Wedel habe ich angeblättert. Nur noch alte Reste zu berliner Boulette verbraten. Vom Glaubwürdigen das Meiste längst bekannt. Bei Bonn und Wedel fällt mir übrigens ein: erinnerst Du Dich noch der Geschichte eines Wedel (des offiziell diplomatischen; die anderen finds nur officiös), der in Bonn über eine Borussia-corpsjacke in Ungnade fiel?

Gute Nacht, Kleine. Bis Alfred Waldersee näher ans Feuer rückt, hat nun die liebe Seele wohl Ruh. Dann erst wird auch das Hendekeisen geschmiedet, das Deine patriotische Neugier erregt; keine Angst: es bleibt warm . . . Schwägerliche Grüße an Adolf, den die Kronprinzenbowle sicher zur Einkehr angeregt hat. Er soll fortfahren, Dich unglücklich zu machen. Und ums Himmels willen nicht das Lachen verlernen!

Ich denke, Du hast an einem grämlichen Schwäger genug und entziehst diese dem Greis geziemende Hofcharge nicht

Deinem unterthänigen Vasallen und Bruder

Moriz.



## Mauthners Sprachkritik.

Am November 1899 habe ich, bei Gelegenheit seines fünfzigsten Geburtstags, versucht, den Lesern der „Zukunft“ ein Bild der literarischen Persönlichkeit Fritz Mauthners zu geben. Es war unermesslich, daß dieses Bild sehr unvollständig wurde, daß vor Allem Niemand die Quellen aufsuchen konnte, aus denen Mauthners Tapferkeit, Resignation und bittere Skepsis gespeist wird. Ich hatte damals kein Recht, über das Werk Mauthners mich zu äußern, gegen das seine übrigen Bücher nur Beiwörter sind. Der erste Band ist nun erschienen\*); und ich bin jetzt in der Lage, deren erregende und aufrüttelnde Schmerzlichkeit mir Keiner ganz nachfühlen wird, über ein Buch große Worte sagen zu müssen, das gar kein Buch ist, sondern ein heftiger, niemals zu parirender Schlag gegen all unsere Erkenntniß; ein Buch als ein Ereigniß der Lesertwelt anzuzeigen, das ich nicht jetzt erst Revidirens halber gelesen, sondern das ich seit Jahren miterlebt habe und unter dem ich seit eben so vielen Jahren gelitten habe. Und noch Eins: dieses Buch, das erst ungefähr zum dritten Theil der Oeffentlichkeit vorliegt, enthält nur einen einzigen Gedanken. „Dennoch konnte ich“ — so sagt Schopenhauer von seinem Versuch, der Welt mit Hilfe des Denkens habhaft zu werden — „aller Bemühungen ungeachtet, keinen kürzeren Weg, ihn mitzutheilen, finden als dieses ganze Buch.“ Mauthner braucht, um diesen seinen Gedanken so auszusprechen, daß er unverrückbar da ist und wirksam ist und sich zerstörend und aufreizend in die Gehirne einbohrt, so ungefähr zweitausend Seiten. Wie sollte ich im Stande sein, in wenigen Seiten den Inhalt dieses Buches auch nur anzudeuten, da doch das Resultat von Mauthners Denken nur Dem verständlich und eigen werden kann, der sich den Weg nicht verdrießen läßt, auf dem man zu diesem Ergebnis kommt?

So mögen denn meine Worte auch nur als ein einziger Satz aufgefaßt werden, — und noch dazu als ein recht bescheidener Satz. Sie sollen nichts Anderes sagen als: Ihr Alle, die Ihr Euch um die Erkenntniß Eures Wesens und der Welt bemüht, Ihr Theoretiker, die Ihr Begriffe spinnt, und auch Ihr Praktiker, die Ihr in die Welt hinein pfuschen oder bauen wollt, Ihr Künstler, die Ihr Träume baut, laßt eine Weile alles Andere bei Seite und lest erst dieses Buch; ich habe die Hoffnung — denn da der Mensch durch nichts, was vom Menschen kommt, umzubringen ist, wächst aus jeder größten Verzweiflung am Ende neue, größere Hoffnung auf —, daß Ihr Theoretiker zusammen mit den Künstlern dann erst recht träumen und phantazieren werdet; daß Ihr Baumeister erst recht kühn und mit vorher

\*) Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Erster Band: Sprache und Psychologie. 657 Seiten. Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.



unerhörter Tiefe und Tapferkeit einreißen und aufrichten werdet. Denn wo nichts mehr feststeht und kein Grund mehr ist, da gerade werden wir unsere Pfähle einrammen. Das, scheint mir, ist die Art neuer Menschen. Kants „Kritik der reinen Vernunft“ steht für mich in ursächlichem Zusammenhang nicht nur mit der Romantik, sondern eben so mit den revolutionären Umgestaltungen von 1830 und 1848; so ist für mich das große Werk der Skepsis und der radikalsten Negation, das Nauthner verübt hat, der Wegbereiter für neue Mystik und für neue starke Aktion.

Denn wenn das Wort getötet ist: was soll dann noch stehen bleiben? Und was hinwiederum soll dann nicht versucht werden?

Es wäre vielleicht ein fruchtbarer Versuch, in einer Geschichte der Philosophie zu zeigen, wie immer den großen Zerführern die großen Phantasten und die Schöpfer neuer Weltanschauungen auf dem Fuße gefolgt sind, wie Plato auf Sokrates folgte, wie die deutsche Mystik auf dem Grunde großer scholastischer Skepsis erwuchs, wie auf Kant Schelling, Hegel und Schopenhauer folgten. Ja, es ist nicht selten, daß ein Großer so die Skepsis und große phantastische Position in seiner Person vereinigt. Die Gelehrten sind heute noch nicht darüber einig, ob Kants „Träume eines Geistessehers“ eine Satire oder der Versuch mystischer Spekulation seien. Je nach dem Interesse und der Parteilichkeit wird das seltsame Buch gedeutet. Wer weiß, ob sich Kant selbst völlig darüber klar gewesen ist? Wo doch in der Seele dieses völlig Vereinsamten vielleicht eine viel stärkere und leidenschaftlichere Sehnsucht nach einem runden, positiven Weltbild ruhte, als seine furchtbare Ehrlichkeit aufkommen lassen wollte? Was uns an Friedrich Nietzsche so wunderbar anzieht, ist ja auch nichts Anderes als dieser vor unseren Augen sich abspielende Kampf zwischen dem Skeptiker und dem erbaulich Erbauenden.

Um dieses Kampfes willen, der zwischen dem Ruhebedürfnis und der rastlosen Ehrlichkeit des Menschen hin und her geht, ist es immer wieder nötig gewesen, alte Skepsis, die sich nicht als genügenden Ball gegen menschliche Verfliegenheiten bewährt hat, durch neue zu ersetzen. So war es auch nötig, an die Stelle von Kants Kritik der reinen Vernunft die Kritik der Vernunft überhaupt zu setzen. Nauthner hat dazu ausgeholt und seine wichtigste Kritik liegt schon darin, daß er statt Vernunft Sprache sagt.

Kant war von der Verachtung der Erfahrung ausgegangen, aber von einer Verachtung, die er nicht auf Grund eigener Prüfung erworben, sondern traditionell von der dogmatischen Philosophie übernommen hatte. Für ihn gab es über den Urtheilen, die auf Grund gekaufter Erfahrungen von unserer Vernunft gefällt werden, noch Urtheile der reinen Vernunft, sogenannte synthetische Sätze a priori, die allein Allgemeingiltigkeit und objektive Notwendigkeit in sich bergen sollten, Urtheile, deren Bestandtheile schon vor Beginn

irgend einer Erfahrung in unserem Intellekt vorhanden sein sollten. Diese Formen und Prinzipien, die der Natur unserer Erkenntniß angehören, die also von vorn herein, a priori, in uns sind, schaffen erst die Welt, so wie wir sie gewahren: die Welt ist körperhaft und in fortwährender Bewegung, Veränderung und Wirksamkeit, weil wir die Formen und Prinzipien, die diese Welt erst schaffen, in uns tragen: Raum, Zeit, Größe, Gradunterschiede, Kausalität sind eben so nicht der Welt, sondern uns selbst, den Betrachtern, angehörig wie die Tönungen unserer spezifischen Sinnesenergien. So ist also die Welt nur unsere Erscheinung in der subjektiven Form des Raumes. Ganz eben so aber ist unser inneres Wesen, unser Ichgefühl, unsere Seele, auch nur unsere Erscheinung in der Form der Zeit. Das ist Kants unzweifelhafte Meinung, wenn auch moderne Panpsychisten diese Seite der Sache gern übersehen. Allerdings ist die Zeit ja selbst wieder eine apriorische Form der menschlichen Subjektivität; dieser eine Widerspruch aber ist nur ein vereinzelt Beispiel für die fortwährenden Widersprüche, in denen Kant sich bewegen muß, weil er mit starren Begriffen dem ewig Fließenden und Unbegreiflichen, weil Ungreifbaren beikommen will. Was Kant lehrte, war: in der Außenwelt wie in unserer Innenwelt leben nur menschliche Vorstellungen; von Dem, was jenseits des Menschen wirklich sei, wissen wir nichts. Die Kategorien des reinen Verstandes, die Ideen der reinen Vernunft haben nur Geltung für unsere Erfahrung — obwohl sie vor aller Erfahrung schon in uns sein sollen —, sie versehen uns nicht in die Lage, unsere Erfahrung zu durchbrechen; die Elemente unserer Erfahrung aber sind erstens das Unbekannte, zweitens Nur-Menschliches. Daß dieses Unbekannte, das hinter den Dingen steckt, eher etwas Geisthaftes (Noumenon) als etwas Körperliches sei, hat Kant öfter angedeutet; aber er hat sich dann immer wieder dagegen gewehrt und sich unter den rettenden Schirm der Zeit geflüchtet, die ja auch nichts sei, was den Dingen an sich selbst zukomme. Also auch von innen her keine Welterkenntniß! Das war Kants verzweifelte Erkenntniß, die er nicht nur den Rationalisten, sondern auch den Mystikern und Panpsychisten zurief und die der feinste Kantkenner, Schopenhauer, nicht wahrhaben, nicht einmal wahrnehmen wollte. Das Ichgefühl ist nach Kant nur das Subjekt all unserer Urtheile, aber nichts, wovon wir irgendwie Sicherheit als von etwas Wirklichem haben könnten.

Gerade in diesen Gedanken aber leitet Kant, auch schon in seiner Ausdrucksweise, zu Rauhner hinüber. Es giebt, lehrt Rauhner, keine reine Vernunft, es giebt keine Möglichkeit, die Erkenntniß anders zu fördern als mit Hilfe der Erfahrung, also der Sinne; die Allgemeinbegriffe sind nicht eingeborene Formen, die des Inhalts harren, sie sind nur Worte, gewordene Worte, und auch unsere Worte vom Werden und von der Ent-

widlung sind wiederum Worte. Die Sinne aber, auf die all unser Erkennen — unser Wischen Erkennen — einzuschränken ist, sind nur Zufallsinne, sind gar nicht zur objektiven Welterkenntniß eingerichtet, haben sich nur so entwickelt, wie es das Interesse unseres Lebens erforderte. Und all Das — immer und immer wieder schärft Mauthner uns es ein — ist nur in Worten gesagt, weil es anders nicht gethan werden konnte; all Das soll nur als Negation verstanden werden. Es steckt nichts hinter unseren Worten. Das wird uns in Worten gesagt, in denen die tiefste Erregung über diese furchtbare Erkenntniß zittert, die ja eben keine Erkenntniß, sondern der Verzicht auf alle Erkenntniß, die eine That und eine Unthat ist.

Kant hatte gesagt, die Dinge da draußen seien nur Erscheinungen in der subjektiven Form des Raumes, ihre Eigenschaften seien so, wie unsere Sinne beschaffen seien, und ihre gegenseitigen Beziehungen erfolgten auf Grund der subjektiven Form der Zeit. Kant macht also immer noch den Versuch, die Dinge durch Dinge zu erklären — denn Raum, Zeit, Sinne sind ja doch Dinge — oder, anders ausgedrückt: Dinge durch Worte, Worte durch Worte zu erklären. Mauthner aber ruft uns mit großem Hohn zu: Diese Dinge da draußen sind Dinge, weil Eure Sprache sie in die Form der Substantiva pressen muß, und ihre Eigenschaften sind Adjektiva und ihre Beziehungen regeln sich nach der Art, wie Ihr Eure Eindrücke auf Euch bezieht, nämlich in der Form des Verbums. Eure Welt ist die Grammatik Eurer Sprache. Wer aber, wenn Das nur einmal ausgesprochen ist, wird glauben wollen, daß es jenseits der Menschensprache noch etwas Substantivisches giebt, wo es ja sogar Sprachen mit anderen Kategorien, Köpfe mit anderen Weltanschauungen giebt!

Weltanschauung! Sie ist nichts Anderes als unser Sprachschaz; und der Sprachschaz ist unser Gedächtniß; und umgekehrt. Dieses „und umgekehrt“ findet man, so oder so ausgedrückt, sehr oft in Mauthners Buch. Kein Wunder, da Mauthner erkannt hat, daß all unsere Urtheile nur Tautologien sind, daß aber diese Gleichsetzungen eben auch nur für unsere Worte gelten, daß es aber in Wirklichkeit — hinter all diese Worte setzt Mauthner dann immer ein Fragezeichen und sein leises, schmerzliches Lachen — keine Gleichheit, sondern nur Ähnlichkeit giebt. Wir sehen Ähnliches: Das ist das Geheimniß unserer Assoziation und unserer Begriffsbildung. Und wenn wir eine Unähnlichkeit wahrnehmen, wenn also unser Gedächtniß entgleist, erweitern wir einen Begriff oder wir bilden durch eine neue Metapher oder Bedeutungswandel einen neuen Begriff. Und so immer weiter. Die Welt strömt auf uns zu, mit den paar armseligen Löchern unserer Zufallsinne nehmen wir auf, was wir fassen können, und kleben es an unseren alten Wortvorrath fest, da wir nichts Anderes haben, womit wir es halten könnten.

Die Welt strömt aber weiter, auch unsere Sprache strömt weiter, nur nicht in der selben Richtung, sondern nach den Zufällen der Sprachgeschichte, für die sich Gesetze nicht aufstellen lassen.

So also steht es: unsere Welt ist ein Bild, das mit sehr armsüßigen Mitteln, mit unseren paar Sinnen, hergestellt ist. Diese Welt aber, die Natur, in ihrer Sprachlosigkeit und Unausprechbarkeit, ist unermesslich reich gegen unsre sogenannte Weltanschauung, gegen Das, was wir als Erkenntniß oder Sprache von der Natur schwagen. Denn die Sprache ist nur ein Bild dieses Bildes, da alle Sprache durch Metapher entstanden und durch Metaphern sich weiter entwickelt hat. Unsere Sinne theilen uns nur mit, was wir wahrnehmen, also mit dem Gedächtniß, also mit der Sprache erfassen können. Unsere Nerven wissen von Dem, was sie angeht, mehr, als wir Nervenbesitzer ahnen, als unser Oberbewußtsein weiß und in Worte fassen kann. Die Welt ist ohne Sprache. „Sprachlos würde auch, wer sie verstünde.“ Homo non intelligendo sit omnia. Die Sprache, der Intellekt, kann nicht dazu dienen, die Welt uns näher zu bringen, die Welt in uns zu verwandeln. Als sprachloses Stück Natur aber verwandelt sich der Mensch in Alles, weil er Alles berührt. Hier beginnt die Mystik; und Rauhner hört mit Fug und Recht hier auf, Worte zu machen. Denn wenn die Mystik reden will, muß sie sich bewußt sein, daß sie spielerisch ist, nur Phantasie, nur Wortkunst, nur Bild in Bildern. Rauhner aber hat keine Zeit zum Spielen; erst muß der Ernst so gründlich besorgt werden, daß wir einsehen: unsere Weltanschauungen, unsere Religionen, unsere Wissenschaften sind Dichtung und Spiel. Der Ernst, der Streit, die Maske muß aus Begriffen und Worten hinausgeworfen werden. Hinter Rauhners Sprachkritik öffnet sich das Thor zu neuer Kunst und zum Spiel des Lebens, das nicht mehr ernsthaft genommen wird und das deshalb gerade großen Kämpfen, großen Wagnissen, unerhörtem Frevel, wunderbarer Schönheit geweiht sein wird. Das aber geht die Ethik an; und auch für dieses Feld hat Rauhner noch keine Zeit. Ich wollte nur andeuten, wie unser Leben bereichert wird, wenn wir uns von der Sprachkritik durch diese höllische Verzweiflung geleiten lassen.

In meiner kleinen Studie „Durch Absonderung zur Gemeinschaft“, die ich in der Flugschrift „Die neue Gemeinschaft“ bei Eugen Diederichs in Leipzig veröffentlichte, habe ich gesagt: „Die Abstraktion und das begriffliche Denken ist an der Endstation angelangt; es wartet nur noch auf den Keulenschläger, der es zusammenträmmert.“ Fritz Rauhner ist der Keulenschläger, den ich gemeint habe. Ganz klar wird Das erst werden, wenn die folgenden zwei Bände vorliegen. Dann werden wir aus tiefster Seele aufathmen; denn Unserem hat dann wieder Etwas zu sagen.

Gustav Landauer.

## Die Epileptiker in der Weltgeschichte.

**B**ünger hat in Bremen ein an Epilepsie leidendes Individuum dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese eigenthümliche psychische Anomalie gelenkt, daß es in einem besonders unglücklichen Zeitpunkt ein Opfer seiner Sinnesstauschungen und des epileptischen Dämmerzustandes wurde. Das im Bewußtsein haftende aktuelle Ereigniß des Kaiserbesuches,\* verbunden mit dem durch das Menschengewühl heraufbeschworenen Erinnerungsbild des brausenden Meeres, veranlaßte den ehemaligen Matrosen zu einer Wurfbewegung, die im Sinn des epileptisch verwirrten Thäters ein Auswerfen des Senfbleies in das Wasser sein sollte, in Wirklichkeit aber zu einer Verletzung des vorbeifahrenden Monarchen führte. Da Deutschland nach annähernder Schätzung mindestens 40 000 Epileptiker zählt, von denen nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil in Anstaltspflege untergebracht ist, so verdient die Fallsucht allerdings eine größere Beachtung, als sie bisher gefunden hat. Keine Bevölkerungsschicht ist frei von epileptischen Personen. Man findet sie in der Aristokratie wie im Proletariat; und sie weisen, von ihrem Leiden abgesehen, die verschiedensten geistigen Qualitäten vom vollendeten Trottel bis zum bewundernswerthen Genie auf. Die Fallsucht ist auch insofern eine interessante Krankheit, als sie neben dem Caesarenwahnsinn und dem delirium tremens zu den wenigen Erkrankungen des Nervensystems gehört, über deren Vorkommen bei historischen Persönlichkeiten wir mit einiger Zuverlässigkeit unterrichtet sind. Denn die in die Augen springenden Symptome der Epilepsie — die Bewußtlosigkeit während des Anfalles, der Krampf mit seinen gewaltsamen Zuckungen, die sich nicht selten anschließenden visionären Träume — veranlaßten auch die Schriftsteller alter Zeiten, das Bestehen solcher Zustände bei bedeutenden Persönlichkeiten in ihren Aufzeichnungen der Nachwelt zu überliefern. Die Weltgeschichte weiß uns von einer ganzen Reihe von Epileptikern zu erzählen. Diese einmal kurz Revue passiren zu lassen, ist um so interessanter, als wir heute nicht mehr der Ansicht sind, daß die Epilepsie sich nur durch Krampfanfälle äußert, sondern wissen, daß auch in der von Anfällen freien Zeit Gemüth und Charakter der betroffenen Individuen in eigenartiger Weise verändert wird. Die epileptische Veranlagung historischer Persönlichkeiten erscheint uns daher nicht mehr, wie den älteren Beobachtern, als etwas Zufälliges und Gleichgiltiges, sondern giebt uns manche Aufklärung über das Verhalten dieser Personen. Da schwere Epilepsie zur Ausübung einer öffentlichen Thätigkeit untauglich macht, kann es sich in unseren Fällen natürlich nur um leichte Erkrankungen handeln; aber gerade in ihnen äußert sich die

Rücksichtslosigkeit, Gewaltthätigkeit und Grausamkeit des Epileptikers, aber auch seine Neigung zu mystischer Schwärmerei und Mißtrauen sehr deutlich. Wird auch die geschichtliche Entwicklung im Wesentlichen von anderen Faktoren bestimmt als von den persönlichen Eigenschaften der jeweilig führenden Personen, so sind diese doch für die Form, in der sich das historische Geschehen abspielt, durchaus nicht gleichgiltig, besonders, wenn es sich um Epochen handelt, in denen die Wachtsphäre des Einzelnen unendlich größer war als in der Gegenwart.

Den Griechen war die Fallsucht wohl bekannt. Sie glaubten, wie die Juden, daß sie durch einen Dämon verursacht sei, und bezeichneten sie wohl deshalb als Heilige Krankheit. Wie Aristoteles berichtet, zählte die mythologische Ueberlieferung auch Herkules zu den Befessenen. Der erste Epileptiker, von dem die Geschichte erzählt, war der Perserkönig Kambyses, der nach nur siebenjähriger Regierung zur Freude seiner Zeitgenossen plötzlich verstarb, ein sehr streitbarer Herrscher, gefürchtet wegen seiner Willkür und Grausamkeit von seinen Untertanen und besonders seinen eigenen Familienangehörigen. Herodot scheint sich über den krankhaften Ursprung mancher Regierungshandlungen des Kambyses klar gewesen zu sein. An der Stelle, wo er über die Verfolgung der Familienmitglieder spricht, sagt er nämlich: „Auf diese Weise wüthete Kambyses gegen seine Anverwandten, es sei nun des Apis wegen oder aus einer anderen Ursache, denn vielfachen Leiden sind die Menschen unterworfen. So soll Kambyses von seiner Geburt an mit einer schweren Krankheit, die man die heilige nennt, behaftet gewesen sein; und da wäre es nicht unwahrscheinlich, daß bei einem heftigen körperlichen Leiden auch die Seele mitgelitten hätte.“

Ob Alexander der Große epileptisch war, ist nicht mit Sicherheit überliefert, doch steht es von seinem Halbbruder Archibaeus fest. Dagegen dürfte bekannt sein, daß Julius Caesar an epileptischen Anfällen litt. Der Gewährsmann hierfür ist Plutarch: „Von Gestalt war Caesar hager, von Fleisch weiß und zart, leidend an Kopfschmerz und behaftet mit der Fallenden Sucht, einer Krankheit, die ihn zuerst in Corduba heimgesucht haben soll; doch benutzte er die Krankheit nicht als Vorwand zur Weichlichkeit, sondern brauchte als Heilmittel das Kriegesleben, indem er durch die mühsäligen Märsche, durch gemeine Kost und Lagern unter freiem Himmel die Krankheit bekämpfte und seinen Leib gegen ihre Angriffe möglichst schirmte.“ Plutarch theilt auch das Gerücht mit, Caesar habe während der siegreichen Schlacht bei Thapsus einen epileptischen Anfall gehabt: „Es wird erzählt, er selbst sei nicht in der Schlacht gewesen, sondern ihn habe während der Aufstellung des Heeres in Schlachtordnung seine gewöhnliche Krankheit ergriffen und er habe sich, da er ihr Herannahen merkte, ehe die Besinnung verwirrt und durch das Leiden gänzlich unterdrückt worden sei, schon in Zudungen nach

einem der nahen Thürme tragen lassen und dort die Zeit in Ruhe hingebbracht.“ Unter den Nachkommen der jüdisch-claudischen Familie waren viele geistig Gestörte. War es doch den aus diesem entarteten Stamm hervorgegangenen Kaisern vorbehalten, das später so bekannt gewordene Krankheitsbild des Caesarenwahnsinns in reiner Form auszubilden. An Epilepsie litten aus dieser Familie noch der Kaiser Caligula und Britannicus, der Bruder des Nero.

Aus dem Mittelalter liegen wenige zuverlässige Mittheilungen über das Vorkommen von Epilepsie bei historischen Persönlichkeiten vor. Mit Sicherheit wird von dem angelsächsischen König Alfred dem Großen berichtet, daß er häufig an mit Bewußtlosigkeit einhergehenden Krämpfen litt. Aus der neueren Geschichte ist Napoleon hervorzuheben. Mehrere Anfälle werden von ihm berichtet, so ein besonders heftiger nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Aspern im Jahre 1809. Uebrigens litt auch der in dieser Schlacht siegreiche gegnerische Feldherr, Erzherzog Karl von Oesterreich, mitunter an epileptischen Anfällen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß unter den genannten Personen die rachsichtlosen Thätmenschen überwiegen, die skrupellos ihrem Ehrgeiz und ihrer Machtstellung Tausende und Abertausende von Menschenleben ohne jede Spur menschlicher Empfindung zum Opfer brachten. Man geht wohl kaum zu weit, wenn man hierin bis zu einem gewissen Grade eine Aeußerung der dem Epileptiker eigenthümlichen Gemüthsstarrheit, Hartnäckigkeit und Grausamkeit sieht. Aber auch die mystische, auf überfinnliche Dinge gerichtete Schwärmerei, die manche Epileptiker besonders in fortgeschrittenen Stadien ihrer Erkrankung zur Schau tragen, finden wir bei einigen als fallfällig bekannten geschichtlichen Persönlichkeiten wieder. Wir müssen sie nur nicht unter den Herrschern und Feldherrn, sondern unter den Religionsstiftern und Kirchenfürsten suchen. Ein Musterexemplar ist der Apostel Paulus, dessen Epilepsie von dem Theologen Krenkel durch einen scharfsinnigen Indizienbeweis unzweifelhaft festgestellt worden ist. Im zwölften Kapitel des zweiten Briefes an die Korinther spricht der Apostel davon, daß ihm gegeben sei „ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Häuten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe.“ Wie Krenkel auf dem Wege der Sprachforschung und der Stellenvergleichung nachweist, sind damit Krampfanfälle gemeint, die trotz inbrünstiger Bitte zu Gott um Heilung den Apostel bis zu seinem Tode heimsuchten. Mit Recht sagt Krenkel auch die Belehrungsgemeinde auf dem Wege gen Damaskus als die Bischof eines Epileptikers vor dem Anfall auf. Der Apostel selbst scheint einen Zusammenhang geahnt zu haben, denn er berichtet zu gleicher Zeit von den Faustschlägen des Satans. Die Empfindungen, die Epileptiker in einzelnen Fällen vor dem Ausbruch

des eigentlichen Krampfes haben, können sich zu wirklichen Halluzinationen erweitern und sind als solche für die Rolle, die Fallsüchtige im religiösen Leben gespielt haben, ohne Zweifel von großer Bedeutung gewesen. Manche Kranke hören seltsam brausende Geräusche, sehen Funken, leuchtende Kugeln, glänzende Gestalten, Größer- und Kleinerwerden der umgebenden Gegenstände u. s. w. Das sind die Vorbedingungen für religiöse Visionen, die um so lebhafter sind, je mehr der Epileptiker schon an und für sich zu religiösen Gräbeleien neigt. Die Kranken sehen dann den Himmel offen oder weiden sich am Anblick des Fegefeuers oder sehen den Teufel in leibhaftiger Gestalt. Auch Mohammed galt nicht ohne Grund bis in die Neuzeit als Epileptiker, da er an Krämpfen, Visionen und somnambulen Zuständen gelitten hat. Nach neueren Forschungen scheinen jedoch die abnormen psychischen Zustände Mohammeds, die auf die Ausbildung seines Religionsystems den größten Einfluß gewonnen haben, nicht auf epileptischer Veranlagung, sondern auf einer schweren Form der Hysterie, die man bei den zu Nervenkrankheiten sehr disponirten Völkern des Orients auch häufig bei Männern findet, beruht zu haben. Aus dem Mittelalter ist der Stifter des Franziskanerordens, der fanatische Franz von Assisi, aus der neueren Kirchengeschichte der kluge, aber herrschsüchtige Papst Pius IX. als fallsüchtig bekannt.

Für die bisher erwähnten Personen war die Krankheit kein Hinderniß, manchmal Bedeutendes zu leisten. Ist jedoch die Epilepsie hochgradig, so leidet schließlich die Intelligenz außerordentlich. Auch von solchen Individuen weiß uns die Geschichte zu erzählen. Zu diesen epileptischen Trotteln auf Königsthronen gehörte der Kaiser Karl der Dicke aus dem Hause der Karolinger, der auf dem Reichstag zu Tribur abgesetzt werden mußte, nachdem man durch Anwendung zum Theil barbarischer Mittel sich vergebens bemüht hatte, ihn von seinem Leiden zu befreien. Auch König Wenzel von Böhmen war Epileptiker. Aus unserem Jahrhundert sei der epileptische und geistesschwache Kaiser Ferdinand von Oesterreich erwähnt.

Außer der auf angeborener abnormer Gehirnkonstitution beruhenden Epilepsie giebt es noch eine ähnliche, mit Krämpfen und Bewußtlosigkeit verbundene Affektion, die durch Verletzung des Kopfes entstehen kann. An dieser Krankheit soll, wie englische Stimmen versichern, der Kaiser von Rußland leiden, seit er in einem japanischen Theehaus einen Hieb über den Kopf erhielt. Ob diese Angabe wahr oder falsch ist, läßt sich schwer feststellen, ist im Grunde auch nicht so wichtig, denn selbst in Rußland ist der Macht eines Einzelnen jetzt eine Schranke gesetzt. Heute hat deshalb die Frage, ob regierende Herren geistig gesund sind, den größten Theil ihres früheren Interesses verloren.

Dr. Alfred Grotjahn.





## Antichristen.

**A** bas la soutane! Dieser Ruf durchschallt jetzt ganz Frankreich und eine Kommune nach der anderen beeilt sich, ihm Folge zu leisten und innerhalb ihrer Grenzen den Abbés und Curés das Tragen ihrer nicht schönen, aber altgewohnten Tracht zu untersagen. Selbst wenn man an den Reichtum und das Temperament der Franzosen gewöhnt ist, muß Einen die Kindlichkeit und Unbedachtheit dieses Feldzuges gegen die Langröcke überraschen. Denn kindlich ist dieses Vorgehen in jedem Sinn und unbedacht, insofern es für die Maßregelnden schlimmere Folgen haben kann als für die Gemahregelten. Man will nicht haben, daß die Priester durch ihre Tracht auffallen und sich von anderen Citoyens unterscheiden. Wird Das durch das Verbot der Soutane erreicht werden? Keineswegs! Es steht im Bereich der Machthaber, einem Menschen dieses oder jenes Kleid zu verbieten, nicht aber, ihn zu zwingen, sich so zu kleiden wie alle Anderen, comme tout le monde. Wie kleidet sich denn dieser Herr tout le monde? Bürgerlich. Gut. Oder wie man in Deutschland sagt: „In Civil.“ Aber wird nicht Jeder den Offizier „in Civil“ von dem Professor, der sich auch bürgerlich kleidet, unterscheiden können, den Schauspieler vom Künstler, den Friseur vom Ministerialrath, den Landjunker vom Kommerzienrath?

Der Zweck also dieser Maßregel, die Geistlichen — und damit wohl auch die Religion — für die Oeffentlichkeit unsichtbar, gleichsam nicht existierend zu machen, wird nicht erreicht werden. Dagegen wird etwas Anderes geschehen, das die Soutanenfeinde wohl nicht bezweckt haben. Der Kampf, den in Frankreich die Sozialisten und die Radikalen mit Hilfe der Regierung führen, muß seiner Natur nach mit mehr List als Kraft geführt werden. Und in solchen Kämpfen seine Leidenschaften und seine Ziele durch kleinliche, aber ins praktische Leben greifende Demonstrationen mit so greller Schrift zu affizieren, ist unklug, ist jedenfalls nicht sehr diplomatisch. Viele Menschen, die bis dahin der Kirche ziemlich gleichgültig gegenüberstanden, und alle anständigen Menschen, denen jede kleinliche Dege zuwider ist, werden jetzt den „armen“ Abbés — die, nebenbei bemerkt, in Frankreich meist von ensant und in allen Klassen der Gesellschaft gern gesehene Gäste sind — ihr Mitleid und ihre Sympathien zuwenden. Und die Wähler, die bis dahin nur um die „Befinnungslosigkeit“ ihrer municipalités besorgt waren, werden jetzt auch auf deren praktische Thätigkeit aufmerksam werden und Manchem wird der Gedanke kommen, daß die Maires am Ende doch wohl noch wichtigere und höhere Aufgaben zu erfüllen hätten als die Kreuzzüge gegen das Soutanengespenst zu unternehmen.

Das sind Erzwägungen, die auch schon von der französischen Presse ausgesprochen worden sind. Ihre Berechtigung ist unbestreitbar, wenn auch ihre Tragweite nicht über die Interessen einzelner politischer Parteien und der — nicht gefährdeten, aber geärgerten — Abbés selbst hinausgeht.

Wichtiger ist die symptomatische Bedeutung, die man dieser wie anderen Begleiterscheinungen des Kampfes, den Regierung und Volk in Frankreich gegen die Religion führen, beismessen kann. Diese kleinen Mittelstücken, mit denen die

Keinen Leute der Regierung zu Hilfe zu kommen suchen, sind der beste Beweis dafür, daß der von der französischen Regierung inszenirte Kampf gegen die Kirche nicht nur persönlichen Motiven einzelner Parteiführer entspringt, sondern auch in ziemlich weiten Kreisen populär ist. Die ganze kulturhistorische Bedeutung und Tragweite dieses Kampfes aber kann man nur dann ermessen, wenn man in recht naiver Weise — es liegt eben im Wesen mancher Fragen, daß sie nur dann ernst und tiefgreifend beantwortet werden können, wenn sie naiv und gleichsam ohne eine Ahnung ihrer Bedeutung gestellt werden — nach seinen Ursachen fragt. Mit dem Hinweis, daß dieser Kampf dem Papst und seinen Ansprüchen auf Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten gelte, wäre nur eine ganz oberflächliche Antwort gegeben. Gewiß wird jetzt in Europa — England und Rußland ausgenommen — der Kampf vorwiegend gegen die katholische Kirche geführt, aber nur darum, weil sie durch ihre Organisation die mächtigste und kriegerischste ist, während die reformirten Kirchen nur vorsichtig zuschauen und sich beeilen, die Opfer des Kampfes in ihre Herbergen aufzunehmen. Wenn jedoch die Zeichen nicht trügen — und als ein solches Zeichen möchte ich unter anderen auch das in Amerika, England und Rußland, also in nicht katholischen Ländern, so rasch zunehmende kirchensfeindliche Sektengewesen gelten lassen —, wenn diese Zeichen nicht trügen, so scheint das neue Jahrhundert zum Schauplatz eines immer heftiger und bewußter werdenden Kampfes gegen die christliche Kirche in ihrer Allgemeinheit werden zu sollen.

Was ist der Grund, was sind die Ursachen dieses Kampfes?

Es scheint, daß die klarste Antwort auf diese Frage aus dem anderen Ende Europas, aus Jasnaja Poljana in Rußland, kommen soll. Vor mir liegt das Manuskript einer neuen Schrift des Grafen Lew Nikolajewitsch Tolstoi, die die Titel „Aufruf an die Menschheit“ und „Wuß es denn wirklich so sein?“ trägt und den Lesern der „Zukunft“ aus einem hier veröffentlichten Auszug bekannt ist. Ich will versuchen, den hier in Betracht kommenden Theil ihres Inhaltes wiederzugeben, ohne persönlich und kritisch dazu Stellung zu nehmen.

Tolstoi beginnt mit der großen Schilderung einiger Szenen aus dem sozialen Leben unserer Zeit.

Der Bauer will arbeiten und hat kein Pferd zum Bedarn seines Feldes, aber es giebt reiche Leute, die nicht arbeiten wollen und sich zum Spazierenfahren Pferde halten, die so viel werth sind wie der ganze Hof eines Bauern. Es giebt Damen, die Hüte tragen, für die der Preis einer zwei Wochen langen angestrengten Bergwerksarbeit bezahlt wurde. Es giebt Menschen, die an einem Tage so viel betessen und vertrinken, daß für das Geld Hunderte von Hungernden gesättigt werden könnten. Es giebt Menschen, die gleich bei ihrem Erscheinen auf der Welt von einem Chor von Ärzten, Hebammen und Wärterinnen begrüßt, in Windeln mit seidenen Bändern gewickelt und in patentirte Wiegen gebettet werden, und es giebt andere Menschen, die irgendwie und irgendwo geboren werden, die man in Lumpen hüllte und mit Wasser und Brot ernährte, bis sie zur Freude ihrer Eltern früh wieder starben.

Eine solche soziale Ordnung, meint Tolstoi, kann nicht gerecht, kann nicht die richtige sein. Und wie ist es überhaupt möglich geworden, wodurch ist es so geworden, fragt er, daß die einen Menschen — die Kinderheit —, die nicht

arbeiten, alle Lebensgüter genießen, mehr sogar, als sie verdauen können, während die anderen — die Mehrheit —, die arbeiten, nur das Zusehen haben und hungern und darben müssen? Wenn diese Zustände dadurch herbeigeführt sind, daß die Minderheit sich durch Gewalt zuerst des Bodens und dann des Selbes (durch Steuererhebung) der Mehrheit bemächtigt hat und jetzt dieses unrechtmäßig erworbene Eigenthum mit Gewalt schützt, so wäre eine Aenderung — und wer von der Mehrheit wünschte sie nicht? — sehr leicht und einfach herbeizuführen. Denn „Gewalt“ kommt heutzutage in letzter Linie doch nur immer auf „Soldaten“ heraus. Wer die Soldaten auf seiner Seite hat, hat die Gewalt. Wer aber sind diese Soldaten? Es ist die hungernde und darbende Mehrheit selbst, die von der Minderheit ausgebeutet wird. Diese Menschen werden sich doch nicht gegen ihre Brüder, gegen sich selbst benutzen lassen? Doch, sie thun es; und Das ist der beste Beweis für die Unzulänglichkeit einer Theorie, die da meint, daß die Minderheit die Mehrheit durch Gewalt, nur durch Gewalt unterdrückt und ausbeute. Sie beutet sie durch Gewalt und durch List aus. Durch Gewalt wurde die Basis des Besitzes geschaffen, durch List wird das Gebäude aufgeführt und geschützt. Und diese List ist so klug, daß die Minderheit zum Schutz ihres unrechtmäßigen Besitzes heutzutage persönlich kaum den Finger zu rühren braucht: es ist die Mehrheit selbst, die diesen Besitz schützt. Worin besteht nun diese so magisch wirkende List, welches ist der mächtige Zauberstab, der die Massen zwingt, gegen ihr eigenes Fleisch zu wüthen? Es ist die Kirche, es ist das Christenthum, antwortet Tolstoi.

In naiver Unkenntniß hatten die europäischen Herrscher diese anarchoistische Religion angenommen und sie ihren Völkern aufgezwungen. Sie hatten nicht gewacht oder nicht bedacht, daß diese Religion das Eigenthumsrecht verwirft, das Nichten und Kriegsführen verbietet, einen anderen Herrscher als Gott nicht kennt, — mit einem Wort: die Existenz jedes Staates unmöglich macht. Als sie es merkten, war es zum Rückzug zu spät; es galt vielmehr, sich aus dem Feinde einen Bundesgenossen zu machen. Die neue Religion konnte nicht mehr abgeschafft, aber sie mußte wenigstens unschädlich gemacht, sterilisirt werden. Da man die Priester, die dazu nicht willig waren, verbrannte, so fand man schnell eine Menge Solcher, die willig waren, nicht nur zur Sterilisirung der Religion, sondern auch zu ihrer Ruhfärbung für die Gewalt der Herrscher und für die Idee eines kriegerischen Staates. Durch falsche oder übertreibende Deutung einzelner Stellen der Evangelien wurde aus ihnen vor Allem der Gehorsam, der blinde Gehorsam gegen die Obrigkeit, gegen jede bestehende Obrigkeit oder Regierung als vornehmste Christenpflicht abgeleitet. Das war sehr viel. Das bedeutete fast Alles. Von diesem Dogma bis zu den modernen Fahnenweihen und Kanonentaufen war der Weg nicht weit. Schuldete man den Regierungen blinden Gehorsam, so mußte man eben Alles annehmen und ausführen, was sie verfügten. Und so verfügten sie denn, ihrer Interessen wohl bedacht, daß man auf ihren Befehl hinrichtete, im Kriege morden, für die Pracht der Herrscher den Armen den letzten Heller wegnehmen und bei Alledem noch glauben müsse, so fordere es Gottes heiliger Wille, offenbart durch seinen Sohn Jesus Christus. Dafür wurde aber auch gesorgt, daß diese für die Herrscher sich in ihrer neuen Gestalt so nützlich erweisende Religion auch dem Volk — namentlich den

Reichen — nicht allzu unbequem sei. Alle Verbote, die die anderen Religionen so lästig machen, wurden aufgehoben, Reichthum und Schwelgerei erlaubt; nur sollten die Brosamen den Armen zugeworfen werden. Verbotten wurde nur der Diebstahl, das unbefugte Auslesen dieser Brosamen. Das Eigenthumsrecht sollte heilig bleiben. Auch alle positiven Gebote — mit Ausnahme des erwähnten Gehorsams — wurden aufgehoben oder umgangen. So war das Christenthum nicht nur unschädlich, sondern auch für die herrschenden Klassen recht einträglich gemacht worden. Es konnte jetzt — dieses frühere Gift — sogar dazu verwendet werden, wozu die Aerzte die unschädlich gemachten Krankheitsgifte verwenden: zu Schutzimpfungen. Diese Impfungen wurden obligatorisch gemacht und der Erfolg war glänzend. Wenn nur die Impfung früh, in der Kindheit, geschah und auch die spätere Pflege eine sorgfältige war — und dafür sorgten die staatlichen Schulen —, so wurde der Mensch, durchdrungen von diesem unschädlich gemachten Christenthum, immun gegen die gefährlichsten Gifte des Verstandes und des Gewissens, besonders aber gegen das Gift des wahren Christenthums. Das Christenthum: Das ist also die Wirt, mit deren Hilfe unsere Regierungen ihre Völker hintergehen und sie zwingen, gegen sich selbst zu wüthen. Zuerst die Hypnotisirung durch die Religion, dann die Verdummung durch die militärische Disziplin, — und der den Raub der Reichen mit seiner Waffe beschützende und seine Brüder mordende Proletarier-Soldat ist fertig. Darum keine Revolutionen, keine sozialen Reformen — die können der durch das gefährlichste Christenthum vergifteten und hypnotisirten Menschheit doch nicht helfen —, sondern der Kampf gegen die Kirche, gegen das falsche Christenthum. Reißt den Menschen diese Binde von den Augen und sie werden sich selbst helfen.

So spricht Tolstoi.

Nicht also in Frankreich allein ist dem modernen Christenthum der Krieg erklärt, sondern auch im Herzen des „heiligen“ Rußlands erheben ihm erbitterte und mächtige Feinde. Aber noch weiter von Osten her erhebt sich eine früher nie vernommene Stimme, die sich gegen die Religion wendet. Die Vertreter der buddhistischen Union in Japan, die Lehrer der sechs bedeutendsten buddhistischen Sekten, die sich in dem Kloster Keninbuchi in Koto versammelt hatten, haben von da aus ein am elften Oktober 1900 unterzeichnetes Offenes Schreiben an die geistlichen Häupter der ganzen Welt versandt, das diese geistlichen Häupter in seltener Einmüthigkeit wohlweislich unterschlagen zu haben scheinen. In diesem Sendschreiben beklagen sich die Buddhisten über die zum Himmel schreienden Gräuelt, die im Namen Christi an den Chinesen verübt worden seien. „Die Gewaltthaten und Grausamkeiten, die von den Chinesen verübt worden sind, verdienen wahrlich die höchste Entrüstung; aber wenn wir unsere Gedanken in die Tiefe der Herzen der Chinesen wenden, so können wir uns dennoch einer gewissen Sympathie nicht erwehren. Die Missionare selbst haben den Aufruhr durch ihr unvernünftiges Auftreten verschuldet, da sie die elementarsten Grundsätze einer jeden Religion in den Staub traten. Unter solchen Umständen können wir, die Buddhisten Japans, nur wünschen, daß die Geistlichen der ganzen Welt mit uns diese Thatfache anerkennen . . .“

Die Sprache des Schreibens ist eine mildere als die Tolstois, da die Buddhisten bekanntlich milde Leute sind und da es sich ja um einen Bitt- und

keinen Anklagebrief handelt. Aber der Schwerpunkt der Anklage liegt hier eigentlich in der Naivität, womit der Unterschied zwischen den „die Grundsätze jeder Religion in den Staub tretenden“ Missionaren und den „geistlichen Häuptern“ Europas gemacht wird. Noch naiver sind die Reformvorschläge der Buddhisten. Die Missionare sollen keine Entschädigungen für die Verbrennung ihrer Kirchen und die Ermordung ihrer Glaubensgenossen verlangen. Die Buddhisten hätten, als die Chinesen ihren Tempel in Amoja einäscherten, ihre Regierung inständigst gebeten, von China keinen Schadenersatz zu beanspruchen, da Das die Grundsätze ihrer Religion verletzen würde. „Wenn wir uns der Geschichte zuwenden, so sehen wir, daß die großen Lehrer aller Religionen des Alterthums trotz den Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, nicht nur keine Feindschaft und Rachsucht zeigten, sondern im Gegentheil voll Mitleid beteten, daß der Segen des Himmels ihre Verfolger begnade.“

Das ist eine schwere, wenn auch durch höfliche Worte gedämpfte Anklage; und wie in den beiden ersten, in Frankreich und bei Tolstoi, ist hier der angegriffene Theil wiederum keine einzelne Konfession, sondern das ganze Christenthum. Auch ist es kein Konkurrenzkampf zwischen Religionen, da der Buddhismus, der sich heute in siebenunddreißig Haupt- und eine Menge Nebensekten zerspaltet, in Japan, seit er in den siebenziger Jahren des staatlichen Schutzes zu Gunsten des wiederauflebenden nationalen Shintoismus beraubt wurde, nicht eigentlich als Religion, sondern eher als eine philosophische Schule oder als eine Art Freimaurerthum betrachtet werden muß. Ueber die Bedeutung aber und die Tragweite dieses Angriffes täusche man sich nicht. Wenn auch die Folgen der Ereignisse in China jetzt noch nicht übersehen werden können, so ist doch eine Konsequenz, die sie haben werden, gewiß: eine engere, vielleicht ungeahnt enge Verschmelzung der occidentalen Welt mit der orientalen. Und die Ideologen des gesammten Orients sind die Buddhisten.

So scheint denn das neue Jahrhundert wirklich zum Schauplatz eines Kampfes zu werden, an dessen Möglichkeit man früher nicht gedacht hätte. Hat doch das Christenthum anderthalb Jahrtausende lang als die Religion gegolten, die siegreich sei und siegreich bleiben werde, bis ihr kein Feind mehr lebe. Und da wir das procentuale Verhältniß der Religionen völlig zu übersehen scheinen, gewöhnten wir uns immer mehr in das Gefühl, die Zeit der unbesiegbaren und unangeforderten Welt Herrschaft des Christenthums sei schon erfüllt. Aber es zeigt sich, daß ihm jetzt erst die gefährlichsten Feinde erstehen, deren Zahl und Macht sich beständig mehrt. Und es sind nicht Die allein, die ich hier nannte. Denken wir nur an die auf allen Gebieten des Kulturlebens wachsende Macht des Judenthums, jener uralten, aber nicht alternden Religion, die die Ueberzeugung von der Vergänglichlichkeit des Christenthums nie verloren und bis heute bewahrt hat. Denken wir endlich an die Erbfeindschaft der Philosophie und an die Schule, die so recht alle Eigenschaften hat, eine bürgerliche Mittelschule zu werden, und die schon jetzt millionenmal mehr Schüler besitzt, als es eine Statistik offenbaren würde: ich meine die so bequeme und so allgemein zugängliche Lehre der Agnostiker. Auf allen Seiten ist das Christenthum heute bedroht.

Paris.

Wladimir Gumilow.



## Neue Bilder.

Schon waren die Liefertermine für die großen Sammelausstellungen verstrichen und noch immer wurden wir zur Besichtigung neuer Bilder in die Läden der Kunsthändler gerufen. Neben den Massendemonstrationen der Künstlergenossenschaften haben die privaten Veranstaltungen den natürlichen Vorzug, daß sie durch die Räumlichkeiten auf ein gewisses Maß beschränkt sind. Mögen die Juroren der Sezession durch noch so strenges Auslesen und noch so fein bedachtes Zusammenhängen von Kleinkalibrigen und leis gestimmten Gemälden das Barbarische der Anhäufung vielfältiger Kunst zu mildern suchen: unter vierhundert Katalognummern können sie es doch nicht machen, wenn sie überhaupt eine Art Ueberblick geben und den Ansprüchen der „dazu Gehörigen“ gerecht werden wollen. Ins Alte Museum oder in die Nationalgalerie zu gehen, ist uns selten angenehm; nur das Gefühl, wieder dort gewesen zu sein, erfüllt uns mit der Genugthuung einer reiblichen That. Eigentlich genossen werden Gemälde nur in den stillen Oberlichtsälen der Kunsthandlungen; nicht bei Schulte natürlich, wo die feinen Herrschaften auf ihrem nachmittäglichen Lindenbummel oder auch sonntags nach der Kirche in Schaaren eintreten, um nachzusehen, was los ist. Vom Fußboden bis zur Decke hängt Rahmen an Rahmen: Kühe, Ziegen und Schafe, Herzöge und Baroninnen, blaue Zimmer und rothe Dächer. Was macht es aus, daß die Thiere von Heinrich Bügel, die vornehmen Leute von Hubert Herkomer, die Interieurs und die Exterieurs von Gotthard Kuehl gemalt sind? Um so beslagenswerther; namentlich für Bügel. Und doch war Einer siegreich in dem Getümmel und ließ, was um ihn war, vergessen: Desnard. Ich hatte immer geglaubt, die bösen Bilder schlägen die guten tot; hier ist's anders. Ein Bildniß der Néjane; wie sie aus dem Schatten der Couliße ins helle Licht der offenen Szene schreitet, wie sie zum Brennpunkt vieler erwartungsvollen Blicke wird und wie sie weiß, daß sie es wird: so hat der Franzose die Komödiantin gegriffen. Und wie uns die Dinge auf der Bühne erscheinen: grell, süß, flüchtig, so sind der Strich und die Farbe; darum ganz dies Leben, ganz dies Wesen. O, Herr von Herkomer, Pictor et Doctor, Heiliger von Bushey bei London, kommen Sie her, betrachten Sie dieses Bild und vergleichen Sie es mit dem Damenportrait, worunter Sie die Worte setzten: „Sehend sah ich nicht. Nicht hörend hörte ich.“ Man muß fürchten, daß das Auge des Künstlers selbst blind für die Wirklichkeit ist und sein Ohr nur Das noch vernimmt, was ihm wohlklingt; sonst hätte er das Emailbild, das dem Deutschen Kaiser verherrlichen soll, sicher im Schmelzofen gelassen. Es ist eine unglaubliche Leistung.

Wie glücklich sind doch die Dichter zu schätzen, daß man sich mit ihren Büchern, den geliebten, daheim in sein Kämmerlein einschließen kann! Aber die armen Maler! Wer keine Privatgalerie hat oder keine Künstler zu Freunden, daß er sie an ihren Staffeleien besuchen dürfte, kann ihre Kunst nie anders als im Paletot, in Hut und Handschuhen genießen, als Passant. Nur seines Spazier-

stodes oder Regenschirmes ist er so lange lebig. Ein Glück wenigstens, daß nicht alle Kunstsalons auf der Lauffeite der Linden liegen. Es giebt noch einige, wo man eine Stunde für sich sein kann und sich sogar ein Wenig bequem machen darf. Bloss dort kommen die Bilder und die Maler zu ihrem Recht. Bei Keller & Reiner hatten während der letzten Wochen Ludwig von Hofmann, Walter Leistikow und Jakob Alberts ausgestellt. Bisher waren sie um die selbe Jahreszeit zugleich mit acht Anderen gekommen. Aber die Elf haben sich getrennt. Eine berliner Sezession hat in Charlottenburg ihr Häuschen und Liebermann hat außerdem noch seinen Cassirer in der Viktoriastraße. Hofmann und Leistikow, die Frachtkarren, hatten unter solchen Umständen Platz, ihre Jahresarbeit auszubreiten, und Alberts, der Nüchternere, konnte sein Lebenswerk, konnte einmal ganz sich oder sich ganz ausstellen. Für den Betrachter war Das eine gute Gelegenheit, um Persönlichkeiten zu unterscheiden. Zwei Spekulative und ein Beschaulicher; die Einen sehend, suchend, sich erschöpfend, der Andere genügsam, verweilend, sich ruhend; Hofmann, der ein Land der Träume mit einer froh verzückten, bang vergagten Jugend bevölkert, Leistikow, bei dem die Linien landschaftlicher Weiten pathetisch nachschwingen, Alberts aber, der mit Liebe und Treue die ihm heimische Wirklichkeit abbildet. Dort die Wunder freier, einziger, ungemessener Welten, hier die Alltäglichkeiten eines stillen Erdenwinkels. Ist die Frage nicht mühsig, welches dieser Gebiete das ergiebiger sei? Daß Hofmann oder Leistikow in einem einzigen Winter so viele Bilder malen wie Alberts in zehn Jahren, weist den Gedanken nicht einfach zur Ruhe. Dieser Maler, der jahrein, jahraus sich beschränkt hat, die engen Stuben und niedrigen Kirchen der Halligbewohner, die Eintönigkeit dieser Deichinseln, deren Boden nur im Herbst einmal sich mit dem melancholisch blaffen Schimmer einer Blumenblüthe überzieht, zu malen, beweist uns, was ein liebevoll sich versenkendes Gemüth aus scheinbarer Dürftigkeit hervorzubringen vermag. Zur Natur und Kultur eines eigenthümlichen Landes und Volkes bringt seine vertraute Schilderung uns in mannichfache sympathische Beziehungen; und das Aeußerliche ist mit Innerlichkeit verwirrt zu künstlerischen Reizen, zu Stimmung und Charakter. Man wage dreist, zu sagen, daß die hellen Halligstuben Jakobs Alberts in ihrer deutlichen Bunttheit neben den klassisch gefälligen Interieurs eines Pieter de Hooch die köstlichere Nuance des Wahren und Unablässlichen voraus haben. Das Selbe dürfte nicht von Gotthard Kuehl, der am Besten in den Spitteln und Ballenwinkeln des alten Lübeck nach malerischen Durchblicken stöbert, behauptet werden. Denn gerade dieser Künstler, der ja schon vielfach unter günstigeren Voraussetzungen als neulich bei Schulte zu betrachten war, weist alle Merkmale der bestmöglichen Kunstmalerei und der bewußten Farbenschmiederei auf, Eigenschaften, die aus den so dargestellten Behausungen den Geist ihrer Bewohner verschleichen, den Hauch von den Geräthen streifen und die Luft mit Del- und Firnißgeruch füllen. Eben davon ist auf den Bildern Jakobs Alberts gar nichts zu spüren. Da duftet es frisch nach blankgeschwerten Dielen und warm nach Räuherwerk, das auf den Ofen gestreut ward, und aus der sonntagsfeierlichen Ordnung des ererbten schmutzvollen Hausratthes offenbart sich uns der Sinn, den hier Menschen ihrem Leben geben. Natürlich giebt es Standpunkte, von denen herab solches Werk gering erscheint: Poesie des Inventars. Aber die Malenden, die sich in Abstraktionen vermessen, erfahren sehr bald,

wie eng doch für die Willkür der Phantasie der Spielraum ist, — zumal, wenn sie nur Landschaften sind. Und Das ist Leistikow ausschließlich. Er hat zwar früher Enten im Vordergrunde gemalt, dann ziehende Schwärme, aber davon ist er abgekommen, abgekommen wie — leider — von so Vielem. So oft man glaubte, jetzt wäre er endlich mal so weit, war er bei nächster Gelegenheit wieder anderswo. Wenn ich eben noch den Satz auf ihn anwenden wollte, daß die Natur, die wir Gottes freie Natur nennen, das Idealisieren sich nur bis zu einem gewissen Grade gefallen läßt, indem ich dabei nur an Poussin und Claude als die Interessantesten unter den langweilig Gewordenen zu denken brauche, so will es mir in der Erinnerung an Leistikows Unbeharrlichkeit doch scheinen, als ob bei ihm die natürlichen Begrenzungen eher in der Person als in der elementaren Sache begründet lägen. Er ist ein Opfer des modernen Verkehrs. Angeregt von all den schnell sich mittheilenden Zeitbewegungen, suchte er die Sensationen des Tages als günstige Konjunkturen zu nützen. So hat er natürlich auch die dekorative Bewegung mitgemacht, hat zu Möbeln und Geweben — allerdings in einer nordisch primitiven Stilmanier — Entwürfe gezeichnet und Tapeten mit naturalistisch ornamentalen Friesen gemalt, die deshalb so schön waren, weil des Künstlers starkes Gefühl für das Feierliche in der Landschaft hier in ungehemmten Rhythmen, in frei fließenden Linien ausklingen konnte. Das gerahmte Bild war eben zu eng dafür gewesen; denn er ist nicht ein so differenzirter Farbenempfinder wie die Impressionisten aus Monets Kreis, noch ist er, der das Einfache will, ein urkoloristisches Temperament, wie es einzig Böcklin war. Darum sind seine neuen Sachen, in denen er durchaus weitere Konsequenzen ziehen wollte, zu leer für einen Goldrahmen, nicht köstlich und kostbar genug. Dort aber, wo er nicht verallgemeinert, sondern den Charakter einer Dertlichkeit festhält, schafft er ein inhaltvolles Gemälde: es heißt „Grunewaldsee“. Und diesen Erfolg kopirt er seitdem, — so nebenbei.

Das Beharrungsvermögen fehlt auch Ludwig von Hofmann. Aber bei ihm steht es damit anders: die Fülle der Gesichte ist, die diesen Schwelgenden nicht zur Ruhe des reistlichen Gestaltens kommen läßt. Bild an Bild zieht in rascher Folge an seinem Auge vorüber, und um von allen den Schimmer zu erfassen, ist oft der erst auf der Palette die nassen Farben mischende Pinsel nicht schnell genug; da muß der weiche Pastellstift, dessen breite, feinstaubige Spuren sich unter dem Finger leicht zu Tönen verwischen lassen, als zweites Mittel dienen. Wenn man dann die so entstandenen Werke beisammen sieht, so imponirt die Pracht dieser Fruchtbarkeit; aber das Einzelne hat nicht die volle Reife, die letzte tafelmäßige Vollendung. Auf des Künstlers jüngsten Bildern war nicht der alte Sonnenschein. Die sonst immer hell und süß klingenden Farben sind dunkler und herber gestimmt. Statt Sonne und lächelnder Morgenlüfte diesmal Wetternebel und schwüle Nachtschatten; statt der lichtvollen Symbole mystische Dämmerungen. Nicht mehr die sorglos in paradiesischen Thalgründen dahinliebende Jugend mit den schlanken weißen Gliedern, sondern ein braunes, ernst blickendes Männervolk auf kahlen Bergabhängen, über die von den Finnen her frostige Winde streichen. Ob nicht schon ein Wenig Resignation sich in die frohe Schöpferlaune mischt?

Die Drei, die da mit Eigenwillen ihres Wesens Art behaupten, hätten



in den Salons von Cassirer nicht die richtige Stätte gefunden; denn dort werden mit anspruchsvoller Ausschließlichkeit nur die patinierten Impressionisten gepflegt; Manet und Monet, Renoir, Bissarro, Degas und Liebermann und was an letzten Entdeckungen und Umwerthungen der großen pariser Kunsthändler noch hinzukommt. Da ist nicht der Ort für lebhafteste Manifestationen weiterer Weltanschauungen, sondern nur für die apartesten Sensationen des verfeinerten Geschmacks: Kunst im engsten Kreise. Farbige Kleinodien sind da zu sehen, die zum Besitz reizen, weil man bei langem und wiederholtem Betrachten immer neue Nüchternheiten daran entdeckt. Jetzt waren von einem der Maris Sachen ausgestellt, die zum Theil noch in Barbizon zur Zeit von Diaz und Daubigny gemalt wurden. Aber unter den dargebotenen Delikatessen findet man gelegentlich auch Schnepfendreck; und es ist dann sehr hübsch, zu beobachten, wie die Eingeschworenen von der Feder beim kritischen Genuß gewisser Renoirs Gesicht schneiden. Neue Namen, junge Künstlerschaft trifft man selten und die Zugelassenen haben den Ehrgeiz, sich in den Manieren von den Löwen dieses Salons möglichst wenig zu unterscheiden. Paul Baum, ein Landschaftler, hat freilich aus den Experimenten der fanatisch einseitigen Pointillisten eigenthümlich schönen Nuppanwendungen gezogen. Weil er zugleich einen gärtlichen Sinn für die zeichnerischen Kleinigkeiten hat, macht sich seine Art der Farbenzerlegung höchst maniertlich. Der junge Tag in seiner ganzen glitzernden Pracht leuchtet aus den Rahmen; eine wunderbar frische Lustigkeit. Und dennoch haben diese Bilder als Landschaften etwas Charakterloses. Daß sie das Land um Taormina oder das um Brügge darstellen, hat den Künstler weniger beklümmert als die Sorge, malerische Werthe zu schaffen. Einer aber, dem die Dinge überhaupt nichts sagen, dem Blume, Baum, Haus, Mensch, Alles, Alles nur Couleur ist, ist Kurt Herrmann. Wie geru schon möchte man seine glühenden Farbenflecke bewundern, wenn die Pietätlosigkeit nicht verstimmt, mit der solch duftendes Blumenwesen angeblickt ist! Seine neuen Versuche zur Erzeugung farbiger Energie haben ihn darauf gebracht, statt, wie die Neoimpressionisten, die Farben in Pünktchen, sie in centimeterbreite parallele Streifen aufzulösen. Also einen Bandillisten giebt es jetzt. . . Ulrich Häbner ist ein warmer Mensch. Mag er nur seinen Geschmack an den feinen Franzosen bilden und sie misfamt der Patina, die sie schon angelegt haben, nachmalen: er ist doch, wie seine Stücke von Pommern und der mecklenburgischen Küste zeigen, ein Landschaftler mit kräftig sich regendem Heimathgefühl.

Von Thomas Theodor Heine waren die Originale zu seinen Simplissimus-Bildern die amüsantesten Sehenswürdigkeiten. Ueber ihn mühte man ausführlicher reden. Auch über Auguste Rodin, für dessen sieben Sachen, kleine Terrakotten und Bronzen, bei Keller & Reimer ein Extrakabinett eingerichtet war. Am Maßstab lag denn auch, daß die Berliner nicht den richtigen Schreck bekamen, der aller großen Bewunderung vorausgeht.

Friedrich Fuchs.



## Der Handschuh.

Als ich von dem Begräbniß des jungen Malers D. L., der sein Leben durch Selbstmord geendet hatte, nach Hause zurückkehrte, erschüttert durch den plötzlichen, unheilvollen Tod des genialen Künstlers, bewegt durch das Mitleid mit seiner armen, thränenlosen Mutter, einer einfachen Bäuerin, die mit ihrem einzigen Kinde ihr ganzes Glück, ihr Sonnenlicht begraben hatte, und als ich vor dem Wilde stand, das ich von seiner Hand besah, da tamen mir äüßertzige Thränen in die Augen und ich fühlte vor diesem heiteren, in Luft und Sonne gebadeten Bilde doppelt schmerzlich das tragische Schicksal des dahingegangenen Lebensflüchtlings.

Ich nahm das Bild von der Wand und beschaute es fast andächtig noch einmal, Linie für Linie, und hatte beinahe eine körperliche Vorstellung davon, wie er einst vor dieser Weinwand gestanden haben mochte, wie seine Hand sich über die bunte Fläche bewegt hatte, als ob die Luft jetzt noch von der Bewegung seiner Finger beben müßte. Und ich sah ihn wieder vor mir, den schönen, blondlockigen Jüngling mit den träumerischen, feucht glänzenden, sehnsüchtigen Augen in dem slavischen Gesicht, seine geschweibige, schlanke Gestalt eines Jagen, den Alle geliebt, den die Frauen gehätschelt und die ersten Künstler geschätzt hatten, vor dem sich eine an Arbeit und Erfolg reiche Zukunft aufthat. Und mehr denn je war mir die Ursache seines Selbstmordes, seines Stels vor der Welt, ein Räthsel. Denn die Phrasen, daß er sich künstlerisch nicht befriedigt gefühlt, daß er ein Schwindeln seiner Kraft vorausgesehen oder daß er in einem Anfall plötzlicher Geistesverwirrung gehandelt habe, sagten mir nichts oder stimmten nicht zu dem ruhigen, im Bewußtsein der Grenzen seiner Begabung überreich schaffenden Maler. Da bekam ich, mehrere Tage nach seinem Begräbniß, einen Brief aus der Provinz, von seiner Mutter an mich geschickt, mit einigen Zeilen von ihrer schwermüthigen Hand, worin sie mir mittheilte, daß der beiliegende, versiegelte Brief für mich unter dem Nachlaß ihres armen Kindes sich vorgefunden habe.

Und mit großer Bewegung las ich die folgenden Zeilen:

„Werther Herr und Freund, wenn Ihre Augen auf diesen Schriftzügen ruhen werden, dann werden meine Augen geschlossen sein, um sich nie wieder zu öffnen; denn ich werde diesen Brief vernichten, wenn ich diesen Tag überleben darf. Ich werde wieder leben können, ich werde meiner geliebten Kunst weiter dienen dürfen, wenn ich diesen Brief verbrennen kann. Jetzt weiß ich noch nicht bestimmt — oder ich lüge mir vor, daß ich es noch nicht weiß —, ob mir das Schicksal so viel Glück bereiten will, ob ich heute Abend jauchzen werde oder ob mein Mund für ewige Zeiten verstummen muß. Sie können sich nicht denken, wie seltsam mir dieser Gedanke ist, daß meine Rippen, die jetzt freilich ein Wenig vor Erregung beben, daß dieser Mund in einigen Stunden vielleicht stumm und kalt sein wird, daß mein Herz, das jetzt stürmisch und lebensdurstig in meiner Brust klopft, abends stülstehn und nie mehr zu einem Schläge sich erholen soll. Ich liebe das Leben und liebe abgöttisch die Kunst; aber ich könnte meiner Kunst nicht weiter leben, wenn ich heute nicht über mich Sieger bleibe.

Und weil ich weiß, werther Freund, daß Sie ein Dichter, daß Sie, mehr als Dies, ein mitfühlender und verstehender Mensch sind, so schreibe ich Ihnen

diesen Abschiedsbrief, wahrhaftig nicht aus einem literarischen Bedürfnis, wahrhaftig, im Angesicht des Todes, nicht in einer bedeutend sein sollenden Schauspielereinstellung, sondern aus einer Art von Mitleid mit mir, weil ich mein Andenken rein und höchstens durch den Flor des traurigen Verstehens getrübt wissen möchte. Ich weiß aber Keinen, der mich besser verstehen könnte als Sie: meine Mutter, die gute, arme, unglückliche Frau, deren Bild ich küsse, kann mein Leid nicht verstehen; meine gesunden, robusten Malerfreunde aber werden nicht verstehen, wie ein Mensch dadurch in den Tod getrieben werden kann, daß er zu feig ist, eine Frau zu verführen. Sie aber, weil Sie ein Mensch und ein Dichter sind und weil ich weiß, daß Sie ein Dichter sind nicht um der schönen Worte willen, die sich zum Reime zusammenfügen, sondern wegen Ihrer Liebe zu den Menschen, Sie werden mich zu verstehen suchen, Sie werden mir verzeihen.

Vor mir auf dem Tisch, an dem ich schreibe, liegt ein feiner, zartgrauer dänischer Damenschuh. Ich habe mir ihn in dem Vorpiel des Stückes, das heute zu Ende gespielt werden soll, von einer Frau geraubt, die schön und leidenschaftlich, liebebedürftig und liebeverlangend ist. Sie hat sich in einer jener Liebesjungen, wie sie den brutalen Sinnlichkeitsausbrüchen vorangehen und die in schön erfundenen Gleichnissen, in maskirten Anspielungen Alles verrathen, was die Lippen noch nicht entlarren wollen, in einem jener Schächerispiele der Liebe den Handschuh und damit den Besitz ihres prächtigsten Leibes von mir — nicht unwillig — entreißen lassen. Sie gehört mir, mir nach allen Paragraphen des ungeführten Rechtes der Liebe; und sie sträubt sich auch gar nicht, Das weiß ich bestimmt, meinen Sieg gern anzuerkennen.

Aber — und mit diesem Aber beginne ich, mein Verhängniß, mein unentrinnbares Schicksal Ihnen darzuthun — ich weiß eben so bestimmt, daß ich heute abends vor dieser Frau stehen werde, die darauf wartet, Liebe in meinen Armen zu empfangen, daß ich vor dieser Frau mißtrauisch, argwöhnisch, wie ein Feigling oder Verbrecher, stehen werde, trotzdem meine ganze — Sinnlichkeit wage ich nicht zu sagen — meine ganze Begehrlichkeit auf dieses prächtigste, lebenswerthe Geschöpf gerichtet ist, obgleich ich Tage und Nächte lang von ihren Reizen träume, trotzdem ich den Gedanken an ihre Augen nicht loswerden kann, die mich so begehrend und gewährend anblicken und die im Augenblick der Seligkeit sich entzündend verschleiern müssen; ich weiß, daß hundert Bedenken in mir aufsteigen werden, ob nicht ihr scheinbares Gewähren nur eine Falle ist, um mich zur höchsten Leidenschaft zu reizen und dann triumphirend meinen Umarmungen zu entfliehen, ob sie mit mir nicht ein freies Spiel treibt, um den erkaltenden Gatten im Augenblick meiner rasenden Gluth herbeizurufen und ihm siegesgewiß zu beweisen, wie begehrenswerth sie sei, wie nächtern seine Härlichkeit geworden oder wie sitzsam und tugendhaft seine Gattin den Lockungen eines Künstlers wehrt; weiß, daß mich eine schmachvolle Feigheit lähmen wird, meinen Arm um ihren biegsamen Körper zu legen, und daß ich hundert neue Bedenken erfinden, tausend neue Gründe überlegen werde, um beschämt und gebrochen von dieser Frau fortschleichen zu können.

Glauben Sie nicht, daß ich dabei nur mit einem Gedanken etwa an Moral und Tugend denke! Ich bin unmoralisch, ich würde nicht einen Augenblick Sünde nennen, was mich begehrenswerthe Seligkeit dünkt, was ich wie ein Geschenk

des Himmels empfangen würde, wenn mein Verstand, meine Feigheit, meine quälende, mißtrauische Unruhe mich sündigen ließe. Ich bin in Gedanken ein größerer Sünder als meine beneideten, vorurtheillosen, gesund zugreifenden Kameraden; aber ich bin ein schmählicher, nüchternster Verstandesmensch, ich bin der Mensch der selbsterrichteten Hindernisse, während ich glähen, brennen, lobern sollte. Ich bin — und hier haben Sie mein Todesurtheil! — ich bin ein Mensch ohne Temperament.

Und so werde ich im Boudoir meiner koketten Schäferin den grauen dänischen Handschuh wie eine Siegesfahne schwenken, ihre Augen werden den Sieger wie Sklaven grüßen, ich aber, ich weiß es voraus, werde mit einigen witzelnden und klügelnden Worten, vorsichtig und mißtrauisch lauernd, ihr den Handschuh zurückgeben, mit Worten, die von falschem Edelmuthe triefen und hochmüthig sein werden wie meine überdrüssige, jämmerliche Seele . . .

Das weiß ich bestimmt. Denn dieser zartgraue Handschuh ist nicht der erste, den ich erobert habe, und wenn es kein Handschuh war, dann waren es Schleißen, Locken, Briefchen oder Blicke, die mir den Sieg verkündeten; ich bin nicht eitel, heute am Tage der großen Erledigung gar, und jeder Handschuh, jede Locke, jedes Briefchen, jeder gewährende Blick war, ach, eine Niederlage, war eine Schmach für mich; ich bin unrettbar, denn ich bin ein Klügler und Deutler, — ich bin ohne Temperament!

Und darum, werden Sie ausrufen, darum mußte er, ein Künstler, in den Tod gehen? Ja Sie, Sie sind ein Glücklicher, ein Grandseigneur des Temperamentes; und wenn es auch bei Ihnen nicht in Lavaströmen, im Peulen eines Orkans zum Ausbruch kommt — denn Sie sind für mich der Inbegriff der Kultur, der gezügelten, gebändigten Leidenschaft, aber der Leidenschaft, wenn Sie auch das feine Lächeln des Temperamentbestegers auf dem Angesicht tragen —, so haben Sie doch nie das bittere Loos eines Temperamentlosen fühlen können, das Pariagefühl eines Menschen, der außerhalb der Arena stehen muß, weil er nicht den Muth hat, den Eintritt zu begehren. Stellen Sie sich meine Jahre langen Kämpfe mit mir selbst vor, meine Sehnsucht, die Versuche, mein träges Gefühl zu stacheln, zu steigern, meine Selbstvorwürfe und meine schmachvollen Niederlagen! Meinen Ekel, wenn ich in den bequemen Armen des allzu bereiten Lasters suchen mußte, was zu besitzen mich meine Feigheit verhinderte. Und je mehr ich mich stacheln wollte, je mehr ich mich beobachtete, desto leidenschaftloser, desto feiger und argwöhnischer, desto temperamentloser wurde ich!

Und ich bin ein Künstler! Ich will ein Künstler sein! Sagen Sie nicht, daß Fra Angelico, daß alle die Miniaturen malenden Mönche in ihren Klosterzellen Künstler waren, ohne Frauen verführt zu haben! Darauf kommt es nicht an! Denn daß ich auch Frauen gegenüber der nüchternen, klügelnde Verstandesmensch bin: Das ist für mich, den verzogenen, nach der Leidenschaft schwachtenden Menschen, nur der immer wiederkehrende Anlaß, meinen Mangel an Leidenschaft zu expodiren; aber alle Künstler, Fra Angelico und der sanfte Bellini, alle wirklichen Künstler hatten Leidenschaft, waren Temperamente, glühten und loberten, und war es auch nur um die Liebe des Himmels. Ich aber glühe nicht und lobere nicht und ich bin kein Künstler! Schauen Sie sich nur meine Bilder noch einmal an, wenn ich nicht mehr sein werde. Sie sind klug und — wie ich dieses

Wort haßte! — brav gemalt, jedes Sonnenstrahlchen, jedes Reflexchen ist mathematisch ausgebüßelt, aber es sind keine Kunstwerke. Wie habe ich mich danach geseht, einmal einen unlogischen, unmotivirten, unangelegelten Pinselstrich zu führen, mitten durch ein Gesicht meinerwegen, aber einen Pinselstrich, zu dem Kraft und Leidenschaft, zu dem das Temperament die Muskel meines Armes geschwellt hätte! Ich habe nie einen unlogischen Pinselstrich geführt; ich mag ein Talent sein, aber ein Genie ist ein Talent mit Leidenschaft, — und ich bin ohne Temperament . . . Ich bin kein Künstler!

Und weil ich Das weiß, weil ich es mit der selben Temperamentlosigkeit fühle, mit der selben arithmetischen Logik ausrechnen kann und weiß, daß sich dieser Zustand nicht ändern wird, es geschähe denn ein Wunder: darum stehe ich im Begriff, das dunkle Thor des Todes zu öffnen und aus einem Leben zu scheiden, das mir keine andere Ueberraschung bieten kann als die karge Befriedigung, zu wissen, daß zweimal Zwei Vier ist. Das mag einem Anderen Freude bereiten; für mich ist es zu wenig und darum gehe ich lieber aus eigenem Antriebe aus dem Dasein.

Aber vielleicht ereignet sich heute das große Wunder; vielleicht ist die ruhige Gewißheit, daß ein Erwachen meines Temperamentes für mich die Errettung aus den Armen des Todes bedeutet, vielleicht ist die sichere Voraussicht des Todes im Stande, das große Wunder zu wirken.

Dann will ich heute abends auf den Knien liegen und diesen Handschuh wie ein Heiliges küssen. Dann werde ich leben dürfen!

Ich sehne mich nach diesem Wunder, glauben Sie mir; aber ich fürchte, ich fürchte sehr, daß Wunder auch nur unlogischen, temperamentoollen, leidenschaftlichen Menschen geschehen können. Und darum verzweifle ich an der Möglichkeit, daß Sie diesen Brief nicht lesen werden! Sie werden ihn lesen!

So möge er denn in Ihnen das Glücksgefühl befestigen, das der Besitz des Temperamentes einem Künstler gewähren muß.

Und denken Sie manchmal an den unglücklichen Peter Schlemihl

D. V.

Das war der Brief; das Wunder ist also nicht geschehen. Ich habe dieses Abschiedsschreiben oft und oft durchgelesen; es schien mir beim ersten Mal übertrieben, es schien mir — wie hätte sich der arme Schiffbrüchige an diesem Urtheil gefreut! — unlogisch und unbegreiflich. Ich habe den Brief und seinen Schreiber begreifen gelernt.

Und ich begreife ihn jetzt noch besser, seit ich in den Besitz der letzten Zeichnung des armen verstorbenen Freundes gelangt bin. Einer seiner jungen Kollegen hat sich seines künstlerischen Nachlasses angenommen und jetzt, nach Wochen, hat er mir ein Blatt geschickt, das meinen Namen als Widmung trägt. Es stellt in kühn hingeworfenen Kohlenstrichen die Skizze eines Gastmahls des Belsazar dar. Uebermüthige, von Kraft strotzende, trunksene Männer und tollgewordene, mit Weinlaub befrängte Mädchen drängen sich um die läppig bestellte Tafel; aber der junge König — er hat die schlanke, geschmeidige Gestalt eines Jagen — ist entsetzt von seinem erhöhten Sitz aufgesprungen, sein rechter Arm ist weit

vorgestreckt, seine Finger weisen erschrocken auf die Wand. An der Wand aber hebt sich von dem dunklen Hintergrunde eine feine Damenhand in einem graziosen, enganliegenden und schmiegsamen Handschuh ab, kokett und anmüthig, und mit zierlich gebogenen Fingern schreibt sie das furchtbare Mene Mene Tekel Upphar-sin hin: Du bist gewogen worden und bist zu leicht befunden!

Es ist nach meinem besten Gefühl eine grandiose Skizze. Und ich glaube, daß sie, wohl durch die furchtbare Nähe des Todes geweckt, auch jene Kraft aufweist, daß sie jenen Mangel missen läßt, dessen Bewußtsein den jungen Künstler getödtet hat: Temperament!

Nur das Eine, daß er in jener schrecklichen Stunde, in der des Todes Schatten schon über dem Blatte lagerten, noch die gleichmüthige Ruhe hatte, die Skizze zu vollenden, mag dem Sterbenden bewiesen haben, daß er Recht habe, daß er ohne Leidenschaft war. Und dann hat er den Revolver an die Schläfe gesetzt und hat seufzend losgebrückt . . .

Ich will die Skizze in meinem Arbeitszimmer aufhängen, hinter einem grünseidenen Vorhang, denn es ist kein Bild für profane Blicke. Ich aber will den Vorhang; von Zeit zu Zeit wegziehen und an den armen Geschickerten denken.

Kein grauer Flor des Vorwurfs wird mir die Erinnerung an ihn trüben.

Prag.

Hugo Salus.



## Ein Arbeitgeberstrike?

**I**n England ist ein riesengroßer Strike der Kohlenarbeiter in Vorbereitung. Wenn diese Blätter die Presse verlassen haben, ist der einstimmige Beschluß der londoner Delegirtenkonferenz der Bergarbeiter von den Massen wahrscheinlich schon angenommen und ins Werk gesetzt worden. Aber welche Konsequenzen auch immer dieser Beschluß haben mag: für seine prinzipielle Beurtheilung ist Das außerordentlich gleichgiltig. Er ist an sich so wichtig, daß er verdient, festgehalten und näher betrachtet zu werden.

Von den prinzipiellen Freihändlern wird stets behauptet, daß der Arbeiter ein reines Konsumenteninteresse in der Gesamtwirtschaft vertrete. Auch gehen fast alle wissenschaftlichen Vertreter der deutschen Sozialdemokratie von dieser Ansicht aus und plaidiren deshalb für den Freihandel. In neuester Zeit ist aber selbst aus den Reihen der sozialistischen Theoretiker schon darauf hingewiesen worden, daß der Arbeiter zwar ein sehr wesentliches Interesse habe, möglichst billig seinen Lebensmittelbedarf zu decken, und ihm also daran liegen müsse, durch Verbilligung sämtlicher Konsumartikel einen möglichst großen Antheil an den materiellen Kulturerrungenschaften erwerben zu können; aber, so folgern jene Theoretiker sehr richtig, der Arbeiter ist nicht nur Konsument; er ist auch Produzent. Er muß seine Waare, die Arbeitskraft, zu möglichst hohen Preisen und möglichst dauernd verkaufen können. Insofern läuft sein Interesse mit dem des Unternehmertumes parallel, wenigstens in Bezug auf die Rentabilität der nationalen Waarenproduktion. Aber auch die Solidarität der Arbeiter sämtlicher

Branchen unter einander wird dadurch bedingt, weil von der allgemeinen Lohnhöhe die Konsumkraft der Arbeiter abhängt, die ja wiederum die Prosperität und die Höhe des Absatzes der Industrie bestimmt. Endlich aber sind alle Arbeiter nicht nur mit Rücksicht auf ihre eigene Tasche an möglichst billigen Preisen für Lebensmittel und Wohnungen interessiert, weil natürlich auch von diesem Faktor die Konsumfähigkeit der Masse beeinflusst wird.

Die Erkenntnis, daß die Arbeiter die Wirtschaft nicht nur vom Standpunkte des Konsumenten betrachten dürfen, beginnt also, sich theoretisch Bahn zu brechen; freilich sehr allmählich. Dagegen zeigt die praktische Arbeiterpolitik immer deutlicher Spuren des wirtschaftlichen Egoismus. Man erinnere sich, daß auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag eine Resolution der rheinisch-westfälischen Bergarbeiter lebhaft diskutiert wurde, die ein Einfuhrverbot fremder Arbeiter verlangte. An dieser Resolution war ganz besonders interessant der Umstand, daß ihre Motivierung wie ein Haar dem anderen derjenigen der schutzollnerischen Unternehmer glich, die ihr Eigeninteresse mit dem bekannten „nationalen“ Mäntelchen zu umhängen pflegen. Die Arbeiter sprachen nicht offen aus, daß sie sich durch die ausländische Konkurrenz beim Absatz ihrer Arbeitskraft beengt fühlen, sondern man forderte die Ausschließung fremder Arbeiter „im Interesse der Betriebssicherheit“. Dieses eine Beispiel ließe sich durch viele andere — namentlich aus fremden Ländern — ergänzen. Aber der schlagendste Beitrag zu der Lehre vom Produzenteninteresse der Arbeiter wäre heutzutage im Grunde doch nur ein englischer Kohlenarbeiterstreik. Außerordentlich zwar erscheint dieser Streik allerdings als ein Protest gegen die in England wieder auslebenden Schutzollidren. Doch dieser Schein kann die wahre Natur des Streikes doch nur sehr schwach verschleiern. Es handelt sich hier um das nackte egoistische Interesse aller am Kohlenbergbau Beteiligten, der Arbeiter wie der Unternehmer, während keine der anderen englischen Arbeiterorganisationen auch nur den leisesten Protest gegen den Kohlenzoll erhoben hat. Selbst der sicherlich sehr große Teil der englischen Arbeiterschaft, der den Transvaalkrieg auf das Schärfste verurteilt, kann gar nicht umhin, zu erkennen, daß die Lösung der Finanzfrage verhältnismäßig glücklich gewesen ist. Allenfalls könnte die Erhöhung des Zuckersolles als drückend empfunden werden. Dagegen kann die Einkommensteuer in einem Lande, wo Einkommen bis zu 160 Pfund Sterling überhaupt frei sind und solche zwischen 160 und 400 Pfund Sterling nur um 160 Pfund Sterling gekürzt versteuert werden, den Massen natürlich gar nicht beschwerlich fallen. Der Ausfuhrzoll auf Kohle aber bedeutet, wenn er in der augenblicklich geringen Höhe überhaupt eine Wirkung üben kann, ein Glück für das Land. Denn die Beschränkung der englischen Kohlenausfuhr wird nicht nur eine Ermäßigung der inländischen Kohlenpreise zur Folge haben und dadurch der englischen Industrie eine größere Konkurrenzfähigkeit sichern, sondern sie gebietet auch dem Raubbau Einhalt. Die Konservierung der einheimischen Kohlenstätte aber hat für England eine viel größere Bedeutung als etwa für Deutschland. Unter den englischen Gelehrten bildet der Zeitpunkt, wo die Erschöpfung der Kohlenlager in greifbare Nähe gerückt sein wird, einen Gegenstand unablässiger Erörterung. Diese Frage hat ja für England schon deshalb eine außerordentliche Bedeutung, weil durch den heimischen Kohlenvorrath die Wehrhaftigkeit seiner Flotte in nicht geringem Grade bedingt ist. Die

Arbeiter, die unter solchen Verhältnissen zu Gunsten einer Aufhebung des Kohlenzolles ausständig werden, handeln also direkt gegen das nationale Interesse Englands und außerdem gegen das Interesse der großen Gesamtheit ihrer Berufsgenossen, die aus den in Folge des Kohlenausfuhrzolles verbilligten industriellen Produktionskosten unbedingt für sich Nutzen ziehen würden.

In Deutschland wäre nach meiner festen Ueberzeugung ein ähnlich motivirter Strike unmöglich. Dieser Strike beleuchtet recht grell in der englischen Arbeiterbewegung eine franke Stelle, die mit dem Vorherrschen der gewerkschaftlichen Richtung zusammenhängt. Wenn es schon ganz unmöglich scheint, daß in Deutschland ein Strike gegen das nationale Interesse — „national“ freilich nicht im alldeutschen Sinn des Wortes — inszenirt wird, so ist es erst recht unbedenklich, daß eine Arbeiterkategorie strikt, um Forderungen durchzusetzen, deren Bewilligung alle übrigen Arbeiter schädigen würde. Denn die sozialistische Weltanschauung hat jedenfalls so viel für sich, daß sie das Solidaritätsgefühl der Arbeiter stärkt und deren einzelne Gruppen hindert, selbstliche Regungen gegen das Gemeinwohl der Klasse ins Spiel treten zu lassen. Zu Gunsten der englischen Arbeiter läßt sich freilich anführen, daß sie in dieser Frage irre geleitet — Das heißt: von den Arbeitgeberern zu dem Strike verleitet — zu werden scheinen; denn nach den letzten Londoner Berichten leisten die Arbeitgeber ihren Arbeitern passive Beihilfe. Während sie sonst nicht genug gegen die Kontraktbrüchigen wettern können, sehen sie diesmal deren gesetzwidrigem Verhalten mit verschränkten Armen zu. Im selben Augenblick aber werden die Arbeiter auch zu politischen Zwecken ausgebeutet: man will, wie es scheint, versuchen, durch ihren Strike dem englischen Ministerium Verlegenheiten zu bereiten, es, wenn möglich, zu stürzen.

Es wird interessant sein, zu beobachten, wie sich die übrigen Arbeiter zu diesem Strike stellen werden. Vorläufig liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die mächtigen Arbeiterorganisationen Englands ihre streikenden Kollegen unterstützen werden. Das stark entwickelte Nationalgefühl des englischen Arbeiters — das mit dem internationalen Gedanken an das gleiche Interesse aller Arbeiter sehr gut verträglich ist, insofern es den Kampf des Proletariates gegen das Unternehmerrthum gilt — kann eine solche Unterstützung gerade in dem Augenblick doch nicht zulassen, wo die amerikanische Kohle zu ihrem Siegeszug durch die alte Welt sich ansetzt und besonders den englischen Kohlenhandel schwer zu schädigen droht. Auch die deutschen Arbeiterorganisationen werden dem Ausstand sicherlich ihre materielle Unterstützung versagen müssen, denn jeder Tag, an dem in England gestrikt wird, stärkt die Macht unseres Kohlenbündelates. Schon dieser Gesichtspunkt muß, abgesehen von der antisozialen Tendenz des englischen Kohlenarbeiterstrikes, die Deutschen zur Ablehnung drängen. Wenn die Arbeiter noch in letzter Stunde einen Ausbruch des Strikes vermeiden können, dann würden sie ihrer Nation einen großen Dienst erweisen. Denn so gesund der wirtschaftliche Instinkt unserer Arbeiter ist, die sich die Konkurrenz fern halten wollen, so ungesund ist der übertriebene Egoismus der englischen Arbeiter, der sich selbst gegen das Interesse der Gesamtheit ihrer Klasse durchsetzen will.

Plutus.





## Notizbuch.

DR. JOHANNES VON MIQUEL  
STAATSMINISTER.

FRANKFURT A. M.

WÖHLECKSTRASSE 2.

Dieses Rärtchen, das bei Liebmann oder bei Nathan schon bestellt sein mag, verkündet den allein wichtigen Theil der Ereignisse, die in der vorigen Woche ein weit über Preußens Grenze hinausdringendes Geräusch erregt haben. Die Theaterüberraschung des plötzlichen Landtagschlusses wirkte auf die von Effekten aller Art ermüdeten Nerven der Neudeutschen nicht mehr, das Brunstgeheul angeblich liberaler Zeitungsschreiber wurde nur mild noch belächelt und um die von ihren Ehrensesseln gestürzten Minister der Landwirthschaft und des Handels hatte man sich zu kümmern längst aufgehört. Die Liefen so mit, machten nichts und konnten nichts hindern. Nur Miquels Fall ist ein politisches Ereigniß, dessen Bedeutung das blöde Auge freilich spät erst ermessen wird. Daran, daß der Vicepräsident des preussischen Staatsministeriums gefallen ist, darf man nicht zweifeln. Zwar hatte er schon im Winter Freunden gesagt, er werde im Mai aus seinen Aemtern scheiden; zwar hat sein Arzt, der auch Bismarcks Arzt war, dem Leibenden gerade in letzter Zeit dringend zum Rücktritt gerathen. Dann aber, in der kritischen Stunde, hat er, wie es scheint, doch den Anschluß veräuimt. Er mochte meinen, ihn, den alten, auf mannichfachen Wegen bewährten Diener des Staats und des Königs, werde man mit schonendster Rücksicht behandeln und ihm Zeit lassen, nach einer schicklichen Pause die Abschiedsstunde selbst zu bestimmen. Das hätte auch nach außen besser gewirkt. Doch seine Feinde, deren gefährlichste ihn Kollegen nannten, konnten ihre Ungeduld nicht länger zügeln; mit welcher Heingeländchenkunst sie es dann fertig brachten, ihn über Nacht abzuajügen: Das mag heute noch Hofgeheimniß bleiben. Ein allerliebste lehrreiches Kapitel aus den Annalen neupreussischer Politik. Herr von Miquel hat das Schicksal aller starken Intelligenzen erlebt, die nicht den Muth zu finden vermochten, sich auf sich selbst zu stellen und so zu handeln, wie ihre Natur es gebot. Er überragte seine sämmtlichen Kollegen im preussischen Staatsministerium um Haupteslänge, er war unter ihnen der einzige Politiker großen Stils, der einzige staatsmännische Geist, dem Talent und gründliche Bildung die Möglichkeit gaben, den drängenden Fragen unserer Zeit die Antwort zu finden, — und es ist deshalb nur natürlich, daß er ohne Ermatten von dem Gewüdel der Kleinen verbächtigt, beschimpft und verkehert wurde, die nur mit Ihresgleichen zu thun haben wollen und sofort wüthen, wenn eine überlegene Intelligenz ihnen entgegentritt. Doch leider bot die Gestalt dieses Johannes auch dem freundlichen Betrachter kein ganz fleckloses Bild. Vor fünf Jahren schon mußte ich, als ich von Miquel sprach, an das — seitdem oft citirte — Wort erinnern, das Schillers großer Kapuziner über die verschlossene Seele des Friedländers sagt: „Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt!“ Daß der Finanzminister über den nebelhaften Kommunismus und über den rück-

ständigen Wassenliberalismus hinausgelangte, muß ihm als Verdienst angerechnet werden; im letzten Jahrzehnt aber hat er allzu Vieles mitgemacht, was er nicht billigen konnte. Mit skeptischem Lächeln pflegte er früher Besuchern zu sagen: „Da steht mein Stoch, da hängt Hut und Paletot, — ich bin immer zum Gehen bereit!“ Aber er ging nicht. Er rang über Caprivis Troupierthats die Hände, ärgerte sich an Hofenloses Unwissenheit und Greifenschwäche und hatte gegen die Zeitungspolitik des Grafen Bülow eine tiefe, begreifliche Antipathie. Aber er blieb. Ein Minister, der auf den Ruhm eines selbständigen Politikers Anspruch erheben wollte, durfte sich nicht in sein enges Ressort zurückziehen und für den allgemeinen Gang der politischen Entwicklung im Privatgespräch die Verantwortung ablehnen, wie Miquel es that. Er hatte zu lange in Parlamenten geseßen, in kommunalen und staatlichen, zu lange geseßen, wie bequem sich in solchen Redeanstalten von der Hand in den Mund leben läßt, und sich allgemach selbst in die Schwäpserlitte geschickt. Manchmal hielt er an einem Tage ein paar Reden; kaum eine war je darunter, die des Mannes schöpferische Intelligenz ahnen ließ. Und dennoch: das Werk der Steuerreform, das nur durch seine Umsicht und Energie möglich wurde, lobt den Meister; was er für die preussischen Finanzen gethan hat, würde ausreichen, seinem Namen in der Geschichte des Zollernstaates ein dankbares Andenken zu sichern; auch der Grundgedanke seines weitausblickenden Planes einer Reichsfinanzreform wird von der Zeit und der Nothwendigkeit durchgesetzt werden. Das sollte selbst der Feind nicht vergessen. Im berliner Börsensaal wurde die Nachricht von Miquels Entlassung mit Hurrarufen begrüßt und Herr Eugen Richter rühdte wöhlig: Uff! Herr Alexander Meyer, in dem der Finanzminister Jahre lang den Verfasser einer von Bamberger pseudonym veröffentlichten Satire sah, öffnete dem Wrohl gegen den Apostaten die Schleusen und so ziemlich aus allen Wipfeln und Winkeln des Blätterwaldes wurde dem Scheidenden nachgeschimpft. Finanzminister werden fast immer behandelt, als gelte ihr Bemühen, neue Geldmittel aufzubringen, nur der Absicht, die eigene Tasche zu füllen. Das ist achtundvierziger Erbtheil. Bei Miquel lag die Sache noch besonders schlimm. Er war den Stadlinigen zu komplizirt. Er wußte, daß es auf jede Frage mehr als eine Antwort giebt, und fand, namentlich beim Nachtsich, ein dialektisches Vergnügen daran, die verschiedenen Antworten rednerisch durchzuphantastiren. Stets wurde er dann verrathen. Wie konnte er, hieß es, sagen, die Konservativen müßten die größten Esel sein, wenn sie für den russischen Handelsvertrag stimmten? Wie durfte er mit Zedlitz und Wamp, den Kanalgegnern, verkehren? Jedes Wort, das der sein Leben lang Unvorsichtige sprach, wurde in die geliebte Oeffentlichkeit gegeret und jedesmal gab es dann eine wilde Jagd. Nun ist der Verhaßte endlich, endlich zur Strecke gebracht und aus allen Ecken klafft es: Der Fuchs sitzt im Eisen! Der Vater aller Hindernisse ist unschädlich gemacht! Ein politischer Bankrotteur ist gerichtet! Habeant. Mag die plumpe Psychologie, die nur blühblanke Ehrenmänner und schwarze Schurken unterscheidet, sich sonnen. Miquels Verstand ist nicht so groß, sein Charakter nicht so klein, wie sie dargestellt werden; dieser merkwürdige Mann war nie ein Genie, aber auch nie ein feiler Streber. Nur im Kreis wüzigter Kollegen konnte er übermenschlich groß scheinen. Er kennt Preußens Geschichte, Preußens Bedürfnisse, er weiß, daß die Kolonisirung und Kultivirung der preussischen Ostprovinzen für uns millionenmal wichtiger ist als Schantung und Kiautschow, und alle Phrasenpolitik flüht ihm, wie jedem ernsthaften Menschen, Ekelgeföhle ein. Keiner von den jetzt

genannten Männern kann ihn ersehen und die heute Zeternden werden ihn noch vermessen. Schade, daß er so lange blind blieb, daß er nie rechtzeitig merkte, auch ihm habe nun die Stunde geschlagen. Den König sah er nicht mehr, jede direkte Einwirkung war ihm also versagt. Bei den Kollegen, auch bei den von ihm ins Amt gebrachten, fand er nur Mißtrauen und stumpfen, unbezwingbaren Widerstand und er konnte sich nicht darüber täuschen, wer die ihm feindliche Presse mit nie ermüdendem Eifer speiste. Jedem, der an einen anderen Minister ein Anliegen hatte, rief er seit Jahren: „Sagen Sie nicht, daß Sie schon mit mir gesprochen haben!“ Sonst wäre die Ablehnung von vorn herein sicher gewesen. Jetzt sind sie ihn, der den Bureaukraten nie den Spott ersparte, los und jubeln laut. Ueber ein Kleines aber wird man, sobald eine heikle Frage auftaucht, in allen Ministerien feußen: Wie hätte Miquel sich dazu gestellt, in welchem Rothnachen hätte er die Klippe umschiff? Dann wird auch der heute Weisheitslehre Berechtigten finden. Er hatte beträchtliche Fehler. Die Macht der Vorstellung war in ihm stärker als die Kraft des Willens. Aber er war ein ungewöhnlich begabter, ungewöhnlich gebildeter Minister. Er kannte das Leben, verachtete die Ergebnisse bureaukratischen Drills, hatte kein Applausbedürfnis und bewahrte sich in den Tagen eines raschen Verfalls aller politischen Sitten den sachlichen Ernst aus besserer, deutlicherer Zeit. So ungefähr wird einst seine Grabinschrift lauten. Vorher aber soll er uns noch ein Buch über Preußen schreiben, über das Preußen Bismarcks und der wachsenden Großindustrie, der sinkenden Grundrente und des demokratischen Sozialismus, über das Preußen, das er entstehen sah und dem er die Fundamente errichten half. In der frankfurter Wöhlertstraße ist's still. Kein Lucanus und kein Schweinburg wird den Schreibenden stören. Und hoffentlich bleibt Margens entartetem Schüler der Grafentitel gnädig erspart.

Ueber die anderen beiden Opfer des Kaiserthums ist eigentlich nichts zu sagen. Herr Bressfeld war Handelsminister. Daß er es werden konnte: nur diese Thatsache wird noch lange denkwürdig bleiben. Als Sekretär des Staatsrathes hatte er dem Kaiser gefallen. Und kein Kanzler, kein Minister, kein Staatssekretär hatte den Muth, dem Monarchen zu sagen: Dieser graue Bureaukrat, der höchstens den Eisenbahndienst etwas genauer kennt, kann in Eurer Majestät Königreich Preußen niemals auf den von Tag zu Tag wichtigeren Posten des Handelsministers gestellt werden. Keiner that's. Und Herr Bressfeld wurde Handelsminister. Es war selten in seinem Bureau zu treffen. Ein rüstiger Spaziergänger, der sich an allerlei knospender Schönheit freute. Und Die ihn trafen, lehrten mit verstärkter Miene heim. Verständigung unmöglich, mochte sich's um Sozialreform, Bergwerksgesetzgebung, Kellertestamentkollegium oder Börse handeln. Dem Manne wird keine Thräne nachgewein't. Aber angegriffen wurde er auch nicht. Nur im Osten ballte sich manchmal eine Faust, wenn der Name des Ministers genannt wurde, an dessen dreifach mit Gleichgiltigkeit gepanzelter Brust alle Versuche abprallten, den wirtschaftlich mehr noch als national gefährdeten Provinzen zu helfen. Der zweite ruhmlos Gefallene war von anderem Schlag. Freiherr von Hammerstein-Logten. Landwirthschaft, Domänen und Forsten. Rassistischer Welfe. Tüchtiger Landwirth, technisch gut beschlagen. Galt von Hannover her als stammer Agrarier; und als er ernannt wurde, ließ der Redakteur der Deutschen Tageszeitung einen Jubelartikel setzen. Da telegraphirte ein Führer des Bundes der Landwirthe: Vorsicht! Auharten! Diesem Führer nämlich hatte die

neue Exzellenz in Dinerstimung einß des Herzens tiefftes Sehnen ausgeplaudert: Nur Minister werden. Dann werde ich mit mir reden lassen. Bald sollte sich denn auch zeigen, wie nützig die empfohlene Vorsicht war. Der Herr aus Hannover war nicht wiederzuerkennen. Kuher dem Biebersteiner hat Keiner die Agrarier so geärgert. Uebrigens ein guter Mann und spottschlechter Redner. Seine Parlamentsreden mußten häufig von einer Revisionsinstanz zusammengescrihen und geändert werden. Seine Loyalität konnte keine Grenzen; über den Kaiser sprach er in einem Ton, dessen ein Oberbürgermeister oder Rektor sich nicht zu schämen brauchte. Ein guter Mann. Geleistet hat er nichts. Auch bei Hof galt er, trotz allem prästirten Eifer, nichts und in Rominten fiel ein hartes Wort über den Forstminister. Sehr nett, daß sein Fall jetzt eine Niederlage der Agrarier genannt wird. Ist irgendwo denn ein Minister zu finden, der für die seinem Ressort unterstellte Landwirtschaft noch weniger thut?

\* \* \*

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Die uneingeschränkte Erforschung der ganzen sinnlichen wie über unsere Sinnlichkeit hinausreichenden Erfahrungswelt hat, indem sie nur unter den Geboten des nicht verschmähenden Wahrheitdienstes und ohne Vorurtheile irgend welcher Art vordrang, unabwendbar und immer siegreicher Bahn gebrochen für das ernste Studium schwieriger Probleme, die uns die stets bestimmter beobachteten supranormalen Vorgänge des Seelenlebens darbieten. Es wollte lange scheinen, als ob aus der genauen Feststellung des rein tatsächlichen Naturgeschehens nur ein gewaltthätiger Rationalismus oder dann gar der Materialismus, der sich allmählich gern mit der Maske eines ‚Monismus‘ zu verummnen liebte, Stärkung gewönne. In den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts führte dann gerade jene wissenschaftliche Brachung alles Tathätlichen von selbst zur Durchforschung sowohl bisher unverständener sinnlicher Geschehnisse, die von einem intelligenten Willen geleitet werden, wie auch geistiger Kundgebungen, die, oft ganz unabhängig von jeder sinnlichen Erfahrung, sich gleichwohl auf die vergangene, gegenwärtige oder künftige Erfahrungswelt beziehen können. Fälle der zweiten Art sind es gewesen, die zuerst die Aufmerksamkeit eines Kant und darauf auch Schopenhauers auf sich zogen, während die Fälle der ersten Art noch dem vollen Unglauben beider Philosophen begegneten. Schopenhauer hat im ‚Versuch über das Weistehen‘ die Tathätlichkeit solcher supranormalen Gesichte ohne Theilnahme unserer Sinneswahrnehmung anerkannt und in der ‚Transszendenten Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal der Einzelnen‘ unzweifelhafte Fälle eines Vorausschauens der Zukunft erörtert. Die strenge Nothwendigkeit alles Geschehens, heißt es da, ‚wird empirisch und a posteriori bestätigt durch die nicht mehr zweifelhafte Thatsache, daß magnetische Sonnambule, daß mit dem Zweiten Gesicht begabte Menschen, ja, daß bisweilen die Träume des gewöhnlichen Schlafes das Zukünftige geradezu und genau vorher verkünden.‘

Die londoner Society for psychical research, deren Leitung Männer von der Bedeutung eines Crookes, Myers, Sidgwick, Lodge, Barrett übernahmen, und das jüngst in Paris gegründete Institut psychologique international, an dem außer den Franzosen Richet, Rochas, Janet, Viévalet u. s. w. ausgezeichnete Gelehrte aller Länder theilhaft sind, geben Zeugniß von der fortschreitenden psychologischen Erforschung des Supranormalen, in dem, weil in ihm Spuren unserer unbewußten und

umfassenderen Wesenheit durchzubringen scheinen, auch für die Erklärung des psychisch Normalen wohl der allerwichtigste Anhalt gewonnen wird. Solche Vorbilder ermuntern mich zu dem Wagniß, nun auf einem Gebiet, auf das mich eigene Erfahrung wies, Forschungen anzustellen. Es ist jenes von Schopenhauer behandelte Gebiet des Voraussehens der Zukunft, über das Ludwig (Ruhlenbed) nachher in den „Spaziergängen ins Reich der Mystik“ mit Bezug auf das Zweite Gesicht der Westfalen, Du Prel im zweiten, insbesondere dem Fernsehen und Fernwirken gewidmeten Bande seiner „Entdeckung der Seele“ und neuerdings auch Flammarion im letzten Abschnitt von L'Inconnu Untersuchungen anstellen. Und so erlaube ich, daß Alle, die durch vorher gelieferte mündliche Berichte oder schriftliche Aufzeichnungen die Erfüllung von ihnen gewordenen deutlichen Ahnungen und Vorgefichten im Wachen oder im Traum, wie auch von Wahräußerungen so nachzuweisen in der Lage sind, daß sie Andere als Zeugen aufrufen können, freundliche Mittheilung an mich gelangen lassen mögen. Bei solchen Ahnungen und Vorgefichten, die unmittelbar dem entsprechenden Ereigniß vorausgehen, sind diese Zeugnisse, wo möglich, durch die Angaben anderer Personen, die dem Vorfall bewohnten oder ihn sofort nach dem Geschehen erzählen hörten, zu ersetzen. Hauptsächliches Erforderniß ist immer, daß auf die erste Quelle zurückgegangen werden kann und daß deren Berichte durch andere schlagende Zeugnisse bestätigt werden. Wünschenswerth ist, daß wo die Berichtenden oder Zeugen keine öffentliche Stellung bekleiden und auch nicht durch öffentlichen Wirken bekannt sind, andere Persönlichkeiten, deren Lebensstellung oder Wirken öffentlich ist, nicht zur Bestätigung der berichteten Vorgänge, sondern zur beglaubigten Feststellung jener Personen eintreten. Die Namen können bei der Veröffentlichung durch die Anfangsbuchstaben ersetzt werden, doch müßte ich selbst sie unbedingt kennen.

München.

Dr. Walter Bornann,  
Oettingenstr. 27, i z.

Herr Dr. Saenger schreibt:

Einige Leser dieser Zeitschrift, die offenbar auch meinen Beiträgen ihre Beachtung schenken, werfen in entrüsteten Zuschriften mir vor, ich hätte durch meine blinde Parteinahme für Joseph Chamberlain mich „stigmatisirt“. Ich zweifle nicht daran und werde mit Stolz das Mal tragen, das die Fanatiker der Massenmeinung mir aufzuprägen für gut befinden. Es kann aber nur lehrreich sein, die Argumente hierher zu setzen, die sie ihrem Verdammungsurtheil zur Stütze geben. Der Eine nämlich beruft sich auf Bismarck, müßt sich ab, in dessen Thaten und Werken ethische Bestandtheile aufzutreiben und mir zu demonstrieren, daß ihre Prinzipien mit den humansten Ueberlieferungen deutscher Vorzeit, mit dem Geschmack unserer Väter und Vordäter von Luther herab zu Goethe im Einklange ständen. Ich will dem Herrn Korrespondenten auf dieses heikle Gebiet nicht folgen, weil ich nicht gewohnt bin, mit Zwitterbegriffen umzugehen, die bald nach der Moral, bald nach der Realpolitik hin schielen und das quälende Bedürfniß nach einheitlichen, d. h. gerechten Maßstäben zur Beurtheilung menschlicher Geschehnisse geradezu folttern. Der Moralist erkennt für sein System von absolut guten Zwecken, das alle menschlichen Einzelhandlungen zur „Geschichte“ verbindet, nur ein zugeordnetes System eben so guter Mittel

an; er konstruirt soziales Leben synthetisch, in abstracto, gewissermaßen im Laboratorium. Vor der Majestät dieses Maßstabes schrumpfen alle geschichtlichen Heldenthaten zu eben so vielen Schreusälligkeiten zusammen. Die Wirklichkeit spottet dieser Maßstäbe. Sie stellt ihre großen Männer vor Aufgaben, die gelöst sein müssen und stets gelöst werden mit den Mitteln, die die ihnen entgegen strebenden Widerstände zu brechen im Stande sind. Was Bismarck geleistet hat, scheint eine von jenen unvermeidlichen Aufgaben gewesen zu sein; und ich glaube nicht, daß er mit weniger Rücksicht auf die wirklich regsamten sittlichen Kräfte als irgend eine der großen geschichtlichen Persönlichkeiten seine Mission erfüllt habe. Wir scheinen nun im englischen Imperialismus Aufgaben zu stehen, die kein englischer Staatsmann ungestraft übersehen kann; aus Gründen, die ich mehrfach in dieser Zeitschrift erörtert habe. Ein einziger Mann von gewaltiger Thatkraft, der mit allen Reizen einer verführerischen Persönlichkeit ausgestattet war, stemmte sich dem Imperialismus entgegen: man weiß, mit welchem Erfolg. Es ist auch noch unvergessen, mit welcher Großmuth Gladstone die Transvaal-Buren behandelt hat und wie seine stolzen Landsleute die Demüthigung hinunterwürgten, die schimpfliche Haltung der Sechshundert auf Majuba Hill ungerächt hinnehmen zu müssen. Die anti-imperialistische Frey-Politik trennte Chamberlain von seinem Herrn und Meister und wirtschaftliche Bedrängnisse brachten den Imperialismus, der bis dahin seit d'Israelis Tagen eine nur dekorative Rolle gespielt hatte, zur Herrschaft. Chamberlain warf sich mit Feuereifer ihm in die Arme; mit einer verzehrenden Energie, die unerkennbar aus dem stolzen Gefühl sich nährt, für das bedrohte Vaterland rettende Thaten herbeizuführen. Man muß diesen Mann gehört haben, um überzeugt zu sein, daß er glaubt, was er sagt. Kein brausendes Pathos, wie es in ununterbrochenem Fluß aus Gladstones Munde auf die Hörer eindrang, keine berechneten Stilkünste, sondern zuerst ein geschäftliches, stark mit Sarkasmen durchsetztes Parlando: klar, sachlich, vorsichtig, berechnet, zuweilen sogar trocken; dann aber, durch Zurufe gereizt, die seine Idiosynkrasien ins Herz treffen, schwillt die Rede bergan, hebt und senkt sich in leidenschaftlichen Erschütterungen, der Athem stockt, die Worte kommen nur zögernd auf die Lippen, aber aus dem Blick und von der Stirn droht der unbeugsame Troß des Menschen, der von einer „Idee“ besessen ist. So zeigte sich Chamberlains panbritischer Imperialismus, als er gegen Gladstones irische Damerule-Politik kämpfte, so lebt er auch heute in diesem Manne fort. Ich bin nicht blind gegen seine Schwächen und Fehler, ich weiß, daß er untaugliche Mittel nicht verschmäht, klage aber nicht seine Moral, sondern seine fehlerhafte Berechnung an. Er erinnert in Ton und Haltung insofern an Canning, als er seine Landsleute durch seinen britischen Nationalstolz eben so begeistert, wie er das Ausland durch seine Rücksichtslosigkeit abzustößen scheint, ist aber moderner, beweglicher, schmiegsamer, auch offener und schärfer geprägt als Jener. Kann man von Demen, die heute in den Staatskanzleien Europas hohe Politik machen, mehr sagen? Oder auch nur so viel? . . Die treibenden Motive seiner Politik hat Chamberlain nie verhehlt; Freunde wie Gegner wußten stets, woran sie waren, wußten stets, was sie bejahen konnten, was verneinen sollten: ist auch Das kein Verdienst in einer Zeit, wo bei Regirern und bei Regirten neuroasthenische Unschlüssigkeit die Regel ist? Der Streit über die Nützlichkeit seiner Ziele und

die Korrektheit seiner Mittel sollte doch über den Werth seiner frischen und wagemuthigen Persönlichkeit nicht hinwegtäuschen; jedenfalls reichen an sie die Rosebery, Asquith, Campbell-Bannermann und anderen lauwarmen Demokraten nicht heran, die jetzt, in einer nicht oder nicht bloß durch Chamberlains Schuld verfahrenen Situation, den geldsüchtigen gewordenen britischen Philister mit dem Anreißer-Doctras laut umschmeicheln: sie könnten den Imperialismus billiger machen.

Ein anderer Protestler beruft sich (wohl nach ciceronianischem Muster) auf den consensus omnium, auf die „wohlthuende“ Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung, die der Gewalt- und Schacherpolitik Chamberlains längst das Urtheil gesprochen habe. Der Herr wird nicht erstaunt sein, von mir zu hören, daß ich die öffentliche Meinung nicht verehren, die Gewalt- und Schacherpolitik nicht unter allen Umständen verabscheuen gelernt habe; das Eine, weil ich für die Leistungen der Sechsbreier-Propheeten der Lokal- und Tagesblätter keine Empfänglichkeit besitze; das Andere, weil ich Zeitgenosse der preußischen Wasserpolitik bin . . . Noch Einer endlich bedauert, in Worten von so handfester Moralität, daß er sie in der Norddeutschen aufgesehen haben könnte, des Herrn Herausgebers Schwäche gegenüber meinen Zuwendungen: er hätte Hausrecht brauchen können. Gewiß hätte er. Aber er hat nicht.

\* \* \*

Graf Fritz Hohenau, ein Sohn des Prinzen Albrecht von Preußen aus dessen zweiter, morganatischer Ehe mit Rosalie von Rauch, hat in einem wegen Expressung eingeleiteten Verfahren als Zeuge bekundet, er habe mit seinem Burtschen Handlungen vorgenommen, die der Befehlgeber unzüchtig nennt. Längst wurde darüber gewispert; nun ist die unsaubere Sache, auf dem Umweg über das Ausland, in die Presse gelangt, die liebe Pharisäergesellschaft, die seit den seligen Sternbergtagen nichts mehr zu schwätzen und zu schwätzen hatte, freut sich in leutscher Wollust des Venzstandals und kein Vertuschermähen kann noch sein Ziel erreichen. Wenn es sich um einen privaten Vorgang handelte, würde der Anstand die öffentliche Erörterung des Falles und ernsthafte Publizisten könnten der Gräfin Wedel-Bérard das Vergnügen gönnen, nach den Legenden der Häuser Prillwitz, Perponder, Dönhoff nun auch die Geschichte der niederländischen Marianne und der Familie Hohenau für die zahlungsfähige Kundschaft auszuschlachten. Doch leider handelt es sich um wichtigere Dinge; und wer Lardieus Wort beherzigt, qu'aucune misère physique ou morale, aucune peine, quelque corrompue qu'elle soit, ne doit effrayer celui qui s'est voué à la science de l'homme, Der darf sich der unersüßlichen Pflicht nicht entziehen, auch über diese Dinge einmal rückhaltlos zu reden. Dabei kann die Frage entscheiden, ob Graf Hohenau wirklich eine nach der deutschen Kriminalpraxis strafbare Handlung begangen hat. Die Antwort gehört in den Bereich der tatsächlichen Feststellungen, die nur in foro versucht werden können, und es ist thöricht, schon jetzt der Staatsanwaltschaft einen Vorwurf daraus zu machen, daß der Graf noch nicht auf der Anklagebank sitzt. Das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit seiner Handlung hat ihm sicher gefehlt; sonst hätte er dem Expresser beschwichigt, hätte er nicht selbst freiwillig dem Präsidenten der Berliner Polizei die That bekannt. Auch daran ist kein Zweifel möglich, daß man hier von einer krankhaften Perversion sprechen muß. Ein vornehmer Mann, der Gatte einer nicht erst seit dem Koffeiskandal wegen ihrer Schönheit oft erwähnten Frau, findet an den

ordinären Stallreizen seines Burjchen Gefallen: Das, sollte man meinen, kann dem Arzt, aber nicht den Richter interessieren. Und doch würde, bei der Auslegung, die der Paragraph 175 unseres Strafgesetzbuches in der neueren Rechtsprechung des Reichsgerichtes erfahren hat, Graf Hohenau wahrscheinlich verurteilt werden, wenn er angeklagt würde; und doch ist er heute schon sozial vernichtet. Seit Jahren fordern Aerzte und Kriminalisten ersten Ranges die Beseitigung dieses Paragraphen, der nur dem Chantage, der Erpressung jeglicher Art, Vorschub leistet. Soll die ihres Sinnes beraubte Bestimmung dennoch erhalten bleiben? Oder soll es wieder mit einem Schein von Recht heißen, der Reiche werde für Thaten, die der Arme im Zuchthaus büßt, in eine „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete“ psychiatrische Anstalt gebracht? Genügt es nicht, wenn die öffentliche Verletzung der Schamhaftigkeit, die Anwendung von Gewalt und der Mißbrauch wehrloser Kinder bestraft wird? Ueber psychisch-somatische Abnormitäten zu Gericht zu sitzen, kann nicht der Beruf einer Strafkammer sein. Anderthalb Jahrzehnte sind vergangen, seit Krafft-Ebing schrieb: „Nur eine sorgfältige ärztliche Untersuchung vermag die Fälle bloßer Pervertität von denen krankhafter Perversion zu differenzieren. Beim Mangel einer Definition, was unter widernatürlicher Unzucht zu verstehen sei, ist dem subjektiven Ermessen des Richters ein zu großer Spielraum eingeräumt. Die immer spießigender werdende Auslegung des Paragraphen 175 in Deutschland beweist die Unsicherheit der Rechtsauffassung. Theoretische strafrechtliche Gründe für die Beibehaltung dieses Paragraphen lassen sich nicht gut aufstellen. Abschreckend wirkt er selten, bessernd niemals, denn krankhafte Naturerscheinungen werden nicht durch Strafen amovirt; als Sühne für eine strafbare Handlung, die nur unter gewissen und vielfach fälschlichen Voraussetzungen eine solche ist, kann er zur größten Ungerechtigkeit führen.“ Der Fall Hohenau zeigt alle typischen Merkmale solcher Fälle. Daß einem Grafen, einem Wänstling des Kaisers, dem Sohn eines preussischen Prinzen, dieses Unglück widerfuhr, kann vielleicht nützlich werden. Freilich: es ist nicht der erste Fall, der sich in dieser Sphäre abspielt, nur der erste, der aus so hohen Regionen in die Niederungen der Oeffentlichkeit gezogen wird. Als einem früheren Minister des Innern vom Berliner Polizeipräsidenten die Liste der amtlich bekannten aktiven Urninge vorgelegt wurde, sagte die verblüffte Exzellenz: „Niesig feudale Gesellschaft; man muß sich beinahe schämen, daß man nicht auch auf der Liste steht.“



Aus der sehr freisinnigen Presse:

„Freche Ueberhebung einer anmaßenden Parlamentsmehrheit... Mit kräftiger Faust hat der Monarch die Kanakrebellin zu Boden geschmettert... Unbegreiflich, wie ein Minister des Königs so lange dulden konnte, daß die vom Zufall geborene Majorität die wie ein rocher de bronze stabilisirte Autorität der Hohenzollern zu schwächen wagte... Und deshalb bleiben wir, der jammernden Junkerfronde, der ihr Liebling entrißen ist, zum Trost, bei der unerschütterlichen Meinung, daß nur die endliche Sicherung wahrer konstitutionellen Freiheiten...“